

Mit jugendlicher Elastizität sprang er aus dem Wagen schüttelte den Funken unsanft am Kragen u. schloſs sie in die Arme.

Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.
Verlag von G. J. Manz in Regensburg.



„Nun laßt mich durch denn es wird mir viel zu lang, bis ich zu meinen Eltern komme."

Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Jan van Werth.

Historische Erzählung
für Volk und Jugend.

Von

Wilhelm Herchenbach.

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1882.

I.

Nichts dient der Jugend so sehr zur Nacheiferung und zum Sporn, als die Geschichte großer und bedeutender Männer. Wir wollen deßhalb hier die Lebensgeschichte des berühmten rheinischen Reitergenerals Jan van Werth sowohl der heranwachsenden Jugend, als auch dem Volke erzählen und zwar so, wie sie sich von Mund zu Mund fortgeerbt hat. Seine sagenhafte Jugend kann allerdings historisch nicht nachgewiesen werden.

In dem Dorfe Büttchen, bei der alten Römerstadt Neuß, lebten blutarme Bauersleute, die mit allem Fleiß kaum von einem Tage auf den andern zu kommen wußten. Mit dem Hahnenkrähen standen sie von ihrem ärmlichen Lager auf und konnten sich erst zum Schlafe niederlegen, wenn andere Leute dessen schon längst gepflogen hatten; dennoch kamen sie auf keinen grünen Zweig, das Unglück schien es nun einmal ganz besonders auf sie abgesehen zu haben.

Nun geschah es, daß sie im Jahre 1593 ein Söhnchen bekamen, dem sie den Namen Jan beilegten. Trotz ihrer Armuth freuten sie sich doch dieses himmlischen

Geschenkes und pflegten das Knäblein nach ihrem besten Können.

Das Büblein zeigte schon früh, daß es ein tüchtiger Mann werden würde, denn es bekam nicht allein kräftige Glieder, sondern meldete sich auch mit heftigem Geschrei, wenn es Hunger verspürte oder ihm irgend etwas nicht ganz nach der Mütze war.

Sobald er allein laufen konnte, trollte er mit seinen Eltern in's Feld, und während sie harter Arbeit oblagen, kroch er zwischen den Furchen umher und erlustigte sich nach seiner Weise.

Daß ihm beim allmählichen Heranwachsen keiner in die Quere kommen und ihn hänseln durfte, werden mir die Leser schon glauben; er hielt die Buben seines Alters, auch wenn sie ihm ein paar Jahre voraus waren, im Respekt, und wer ihm einen Tort anthun wollte, der konnte sich auf eine Tracht Prügel in allerbester Form und Gründlichkeit gefaßt machen. Es gab deßhalb im Dorfe Büttchen viel blaue Male auf dem Rücken vieler seiner Altersgenossen. Nun dürfen die Leser aber nicht glauben, daß er ein Zänker und Händelsucher war; nein, das nicht im mindesten, aber er duldete kein Unrecht, mochte es an ihm oder an Andern begangen werden. Wo irgend Jemanden unter seinen Altersgenossen zu weh geschah, da trat er ganz gewiß für ihn ein, und wie ein tapferer General commandirte er die Kinderschaar seines Dorfes.

Damals bestand noch kein Schulzwang. Die meisten Eltern waren deßhalb darauf bedacht, ihre Sprößlinge so bald als möglich zur Arbeit anzuhalten. Dem Jan ging es nicht besser; er mußte in Haus und Feld ebenfalls kleine Dienste verrichten, und als er ein wenig

größer und stärker wurde, dachten seine Eltern daran, ihn ganz aus der Kost und Schläfung zu bekommen.

Sein Vater ging deßhalb zu den Willerhöfen und hielt eine Zwiesprache mit dem Halfen.

„Mein Junge muß eine beständige Arbeit haben," sagte er, „denn er ist ein unbändiger Wildfang, der allerlei Allotria begeht, wenn er müßige Stunden hat. Zudem wünsche ich ihn auch aus der Kost zu bekommen, denn er hat einen heidenmäßigen Appetit und zerreißt mehr Kleiderwerk, als ich ihm anschaffen kann."

Der Willerhalfen hörte ihm lächelnd zu und gab zur Antwort: „Dein Jan ist freilich ein Tausendsassa, der am liebsten dabei ist, wo es tüchtig Püffe regnet; aber er ist ein braves Kerlchen, das kein Unrecht leidet, und wenn ihm etwas übertragen wird, dann steht er auch mit ganzer Kraft und Redlichkeit dafür ein. Wenn es Dir recht ist, will ich ihn als Schweinehirt anstellen. Das Vieh ist etwas aus Rand und Band heraus, aber Jan wird es schon in Ordnung bringen."

„Das ist ein ganz guter Posten für ihn. Ich will ihn Dir gleich heute Nachmittag schicken."

„Gut, Nachbar! Aber damit wir nachher keinen Wortwechsel bekommen, will ich Dir nur gleich sagen, daß er keinen Lohn in Geld bekommt. Satt zu essen, ein paar blaue Kittel und für des Sonntags ein Paar Schuhe, das ist vollauf genug für den Buben."

„Mehr verlange ich auch nicht; es geht mir hauptsächlich darum, daß ich ihn aus der Kost und den Kleidern bekomme."

Die beiden Männer gaben sich nach rheinischer Sitte einen derben Handschlag, und der Handel war abgemacht.

„Jan," sagte sein Vater des Mittags bei Tische, „hier sind die Bissen schmal, und ich sehe Dir bei jeder Mahlzeit an, daß Du noch hungrig bist; darum habe ich Dich dem Willerhalfen als Schweinehüter vermiethet, und Du sollst gleich nach Tische eintreten."

Jan machte große Augen, denn es gefiel ihm ganz und gar nicht, daß er ein so gebundenes Leben führen sollte; aber die vollen Schüsseln auf den Willerhöfen waren doch auch nicht zu verachten.

„Es ist gut," sagte er nach einer Weile, „aber des Sonntags darf ich doch zu euch kommen?"

„Das hängt vom Willerhalfen ab; übrigens zweifle ich nicht daran, daß er Dir des Sonntags ein paar freie Stunden zukommen läßt, wenn Du die Woche hindurch Deine Pflicht gethan hast."

Mütter sehen ihre Kinder niemals gerne aus dem Hause scheiden; auch Jan's Mutter hatte allerlei Einwendungen zu machen, aber der Knabe sagte kurz und bündig: „Mutter, es ist am besten so. Ich esse euch ja mit der Zeit die Ohren vom Kopfe und werde doch niemals rechtschaffen satt; bei dem Willerhöfer-Halfen aber giebt es unbändig große Schüsseln, und die Bäuerin wird es gar nicht gewahr, ob ein Mann mehr oder weniger da ißt, mag er auch einen so unergründlichen Appetit haben, wie ich. Ich gehe also, und es sollen mich keine zehn Pferde zurückhalten."

Die Mutter wischte sich mit der blauen Schürze die Thränen aus den Augen, aber sie mußte schließlich selbst gestehen, daß es so am besten sei. Jan nahm also Abschied von Vater und Mutter und ging zu den Willerhöfen.

„Da bin ich," sagte er zu dem Halfen. „Nun

übergebt mir die Heerde, und laßt Euch sagen, daß ich die Absicht habe, meine Sache gut zu machen."

„Das wird sich schicken, Jan, denn Tagediebe kann ich in meinen Diensten nicht gebrauchen. Komm nur mit! Die Schweine sind im Walde, denn sie bleiben den Mittag über draußen."

Jan ging mit dem Halfen in den Wald. Bald kamen sie an eine sumpfige Stelle. Da die Hitze groß war, so lagen die Schweine in den Wasserdümpeln umher und pflegten der Ruhe. Der Hirt aber saß auf einem Steinhaufen und sah trübselig in den Morast. Es schien ihm bei seinen Pflegebefohlenen durchaus nicht zu gefallen.

„Helmes," rief der Halfen schon von Weitem, „hier bringe ich Dir Ablösung; Du bist ja doch des Schweinehütens schon lange satt. Jetzt befördere ich Dich zum Kuhhirten."

Das klang dem Helmes wie liebliche Musik in die Ohren. Mit lautem Jauchzen sprang er von dem Steinhaufen, überreichte dem Jan seine lange Gerte und sagte: „Wenn Du so lange dabei ausgehalten hast, wie ich, dann wirst Du es auch müde sein."

Jan nahm die Gerte in die Hand und setzte sich an dieselbe Stelle, von welcher Helmes aufgestanden war.

„Jan," sagte der Willerhalfen, „die Schweine können von hier bis an den breiten Graben dort nach Herzenslust herumwühlen, aber jenseits des Grabens dürfen sie nicht kommen. Sie würden dort den jungen Baumschlag verderben. Wenn die Abendglocken läuten, dann machst Du Dich auf den Heimweg; paß aber wohl auf, daß Dir keines von den Thieren verloren geht."

„Will schon aufpassen," sprach Jan.

Der Willerhalfen und Helmes verließen hierauf den Wald. Jan aber sah sich vorab jedes einzelne von den Schweinen genau an und merkte sich ihre Kennzeichen, zählte sie auch und prägte sich die Zahl ein.

Da seine Schutzbefohlenen noch keine Lust hatten, sich aus dem Moraste zu erheben, so stand er von seinem Steinsitze auf, sprang über den Graben und sah sich den Wald an, den die Schweine nicht betreten durften. Es standen eine Menge gewaltiger Eichen daselbst, und unter ihnen lagen die Eicheln, die vorigen Herbst und Winter gefallen waren, in ganzen Haufen.

„Ei," dachte er, „das ist ja ganz das richtige Schweinefutter. Die Eicheln werden hier nur verdorben, und kein Mensch hat Nutzen davon. Es ist besser, ich sammle täglich davon und füttere sie ihnen. Es ist mir unerklärlich, warum der Helmes die schönen Eicheln hier im Regen und in der Sonnenhitze verkommen ließ, statt die Schweine damit zu mästen."

Sogleich machte er sich an's Werk und sammelte in seinen Kittel so schwer von den Eicheln, als er tragen konnte; dann kehrte er zurück, setzte sich wieder auf den Steinhaufen und warf eine Hand voll Eicheln vor sich in den Sumpf. Das schläfrige Borstenvieh witterte den leckern Schmaus; einige Sauen erhoben sich grunzend, kamen auf ihn zu und ließen sich den Regen von Eicheln, den er unter sie säete, wohl gefallen. Quickend und grunzend drängten sie einander auf die Seite, und zuweilen gab es sogar scharfe Bisse, denn auch diese Vierfüßler haben die schlimme Gewohnheit, daß der eine den andern das Brod nicht gönnt.

Jan säete vor und nach seinen ganzen Vorrath von

Eicheln unter sie. Diese mühelos gewonnene Mahlzeit schien ihnen besser zu behagen, als das arbeitvolle Wühlen im Schlamme. So wenig Anhänglichkeit das Schwein auch an den Menschen zeigt, so gewöhnten sich die Sauen von dieser Stunde an doch an Jan, und er konnte sie jederzeit an sich heranlocken. Oft umstand ihn die ganze Schaar so erwartungsvoll und glotzte ihn so dumm an, daß er laut lachen mußte.

„Alle Tage ein Kittel voll, das ist genug," sagte er und trieb sie mit seiner Gerte von sich hinweg.

„In dieser Lache kann doch nicht viel mehr zu naschen sein," dachte er.

„Helmes hat sie nur wegen seiner Gemächlichkeit hier zusammengehalten, weil er dabei bequem auf dem Steinhaufen sitzen konnte.

Mir deucht, dort unter den großen Bäumen wäre es besser für sie. Alle Welt sagt, die Schweine liebten den Sumpf; es soll auch wohl richtig so sein, denn ich sehe ja selbst, mit welchem Behagen sie sich in demselben herumwälzen, aber ich kann mir doch nicht denken, daß der Schmutz besonders gesund für sie sei, und ich meine, das Fleisch müsse noch einmal so gut schmecken, wenn die Thüre reinlich gehalten würden. Der Halfen hat mir gesagt, daß ich dort in den Wald treiben kann, und ich thue gewiß besser daran, als wenn ich sie hier in diesem stinkenden Schmutze herumtappen lasse."

Er erhob sich von dem Steinhaufen und umschritt pfeifend den Sumpf. Die Thiere kannten zwar das Pfeifen noch nicht, aber sie folgten ihm doch, weil sie glaubten, daß er noch Leckerbissen für sie im Kittel habe. „Ich werde euch schon auf das Pfeifen abrichten," sagte er lachend, „denn es wäre doch eine dumme Geschichte,

wenn ich eine so große Schaar zu commandiren und doch nichts zu befehlen hätte."

Jetzt war er unter den großen Bäumen angekommen. Der Laubfall vieler Jahre hatte hier eine hohe Schicht von Blättern gebildet, die nach und nach in Fäulniß übergegangen waren. Auf diesem fetten Boden hatte sich nach und nach eine üppige Pflanzenschicht gebildet, zwischen denen eine Menge von Schnecken, Käfern, Würmer und sonstiger Thiere lebten. Gierig fielen die Schweine über dieselben her und furchten mit ihren Rüsseln den Boden tief auf. Ueberall, wo sie mit ihren Schnauzen umherschnüffelten und gruben, fanden sie den Tisch gedeckt und ließen sich die Gerüchte munden.

„Ihr habt nun eine gute Mahlzeit," sprach Jan, „und ich brauche nicht zu fürchten, daß ihr davon laufet. Unterdessen werde ich hinter dem Graben Eicheln sammeln."

Unter den Bäumen stand eine riesige Buche, die ganz hohl war und in die man vollständig hineingehen konnte. Diese wählte er zum Stapelplatze und trug einen großen Haufen Eicheln in die Höhlung. Bis zum Abende hielt ihn diese Beschäftigung fest. Am Schlusse sammelte er noch seinen Kittel voll Eicheln, pfiff und warf ihnen eine Hand voll hin. Die Schweine verließen ihr Jagdterrain und folgten ihm. Pfeifend ließ er hin und wieder eine Hand voll Eicheln fallen, sah sich aber auch zuweilen um, ob sie ihm noch folgten, wobei er zählte und sich überzeugte, daß die volle Schaar beisammen war.

Als der Kittel leer war, stellte er das Pfeifen ein, aber die Schweine waren nun einmal im Zuge und trippelten quickend hinter ihm her.

Auf den Willerhöfen verwunderte man sich nicht wenig, daß ihm die Thiere so willig folgten. Helmes war immer mit der langen Gerte hinter ihnen her gegangen, hatte sich fast die Lunge ausgeschrieen, und das Borstenvieh hatte sich doch blutwenig aus ihm gemacht. Wie hatte es nun der Jan in einem Tage fertig gebracht, die dummen und unbehülflichen Thiere so schnell zu zähmen? Darüber zerbrachen sie sich vergebens die Köpfe; Jan aber sagte: „Man muß nur mit ihnen umzugehen wissen, dann sind sie ganz gelehrige Schüler.“

Mit der Heerde ging es einen Tag wie den andern; von Abwechselung war eigentlich gar keine Rede, aber er wußte sich doch immer Arbeit zu schaffen, indem er seinen Eichelvorrath vermehrte, oder sich mit der fernern Dressur seiner Heerde befaßte. Bald hatte er seine Untergebenen so in der Gewalt, daß sie sein Pfeifen in den verschiedensten Tonarten kannten, und daß er sie wie eine Schaar Soldaten commandiren konnte. Als er aber endlich ihre ganze Gelehrsamkeit erschöpft hatte, da wußte er mit seiner Zeit nichts Rechtes mehr anzufangen. Hauptsächlich vertrieb er sie sich damit, über die Kriegsgeschichten nachzudenken, die er Abends auf den Willerhöfen von Knechten und Mägden hörte. Das gab seiner Phantasie eine reiche Nahrung. Mit seinem lebhaften Geiste konnte er sich ein Bild des wildesten Schlachtengetümmels entwerfen. Oft gerieth er in eine solche Begeisterung, daß er vom Boden aufsprang, seine Hirtengerte wie ein Schwert schwenkte, mit lauter Stimme die Soldaten commandirte und mit ihnen unter lautem Hussah in den Feind sprengte.

Solche soldatischen Exercitien dauerten bis in den Winter, wo die Schweine im Stalle bleiben mußten.

Der Willerbauer wunderte sich, wie trefflich sie unter Jan's Hut vorangegangen, und als er sah, mit welchem Verständniß er die Stallfütterung und Reinigung vornahm, da meinte er, in dem Jungen sitze doch ein gut Theil mehr, als man anfänglich geglaubt. „Laßt den nur erst die Bubenhörner abgelaufen haben," sagte er, „dann thut er es mit dem besten Knechte in die Wette."

Als Jan eines Sonntags seine Eltern besuchte, fand er seine Mutter auf dem Schlafzimmer beschäftigt, den Inhalt einer großen Truhe oder Kiste zu ordnen. Er hatte dieselbe hundertmal gesehen und die auswendig angebrachte Malerei bewundert, aber zum erstenmale sah er auch auf dem innern Deckel ein Bild. Ein Löwe war es auf einem silbernen Schilde, der wie im Grimm emporgerichtet war und seine beiden Vordertatzen wie zum Greifen ausspreizte. Der Schwanz, den er über sich geworfen, war doppelt, und auf dem Haupte trug er eine goldene Krone.

„Mutter," fragte Jan verwundert, „was ist das für ein sonderbares Bild?"

Sie schwieg eine Zeitlang, dann gab sie zur Antwort: „Mein Kind, es frommt Dir wenig, es zu wissen."

Diese Antwort diente aber nur dazu, ihn noch neugieriger zu machen; er bestand nun mit einer gewissen Halsstarrigkeit darauf, die Bedeutung des Bildes kennen zu lernen.

„Wer weiß," sagte die Mutter, „am Ende ist es doch besser, ich schenke Dir reinen Wein ein. Vielleicht kann es Dir in späteren Zeiten nützen. Bisher war ich des Glaubens, es sei besser, Dich in Unwissenheit über Dein Herkommen zu lassen, deßhalb erzog ich Dich in Demuth und Bescheidenheit."

„Aber was bedeutet das Bild, Mutter?"

„Es ist das Familienwappen Deines Vaters."

„Das verstehe ich nicht. Was ist ein Familienwappen?"

„Mein Sohn, Dein Vater und ich sind nicht immer arme Bauern gewesen, sondern wir können uns einer adeligen Geburt rühmen."

„Wir sind vom Adel?"

„Ja, Jan, wir sind es, und es ist noch nicht sehr lange her, da wohnten wir noch auf einem schönen Schlosse und sahen häufig viele vornehme Herren und Damen bei uns. Wir gehörten einem alten und berühmten Adelsgeschlechte an, aber unsere Güter waren schon lange so verschuldet, daß wir die mit unserm Stande verbundenen Ausgaben nicht mehr tragen konnten. Wir waren in der glänzenden Hülle so arm, daß wir kaum die Kleider auf unserm Leibe unser Eigenthum nennen durften. Endlich konnten wir diese Armuth nicht mehr verdecken; es brach die ganze Herrlichkeit zusammen; Alles, was wir besaßen, wurde verkauft. Aus Scham verließen wir die Heimath und siedelten uns auf diesem Dörfchen an, um unser karges Brod als Bauern zu gewinnen. Du solltest in der Unwissenheit bleiben, um niemals den Wunsch zu empfinden, höher hinaus zu wollen. Darum habe ich Dich auch weder schreiben noch lesen gelehrt, denn dem Bauern können diese Künste wenig frommen."

Während sie erzählte, kam der Vater nach Hause; er hörte noch die letzten Worte der Unterhaltung. „Du bist von unserer Uebereinkunft abgewichen," sagte er, „aber auch ich halte es für besser so, denn der Name van Werth kann stolz auf seine Vergangenheit sein und braucht sich nicht zu verstecken."

„Erzähle mir von unsern Vorfahren," sagte Jan.

Da wurde der Vater Feuer und Flamme und erzählte eine lange Reihe von Thaten, die sein Vater und Großvater verrichtet. Jan hörte mit leuchtenden Augen zu; man sah es ihm an, daß er in seinem Herzen den sehnlichsten Wunsch empfand, seinen Voreltern nachzueifern.

„Jan," sprach der Vater am Schlusse, „Du bist ein vernünftiger Junge und wirst wissen, daß man sich von einem schweren Falle nicht so leicht erhebt. Denke nicht daran, daß es Dir gelingen wird, über den Bauernstand emporzusteigen, denn um ein vornehmer Herr zu werden, muß man viel Geld und mächtige Freunde haben; beides aber geht uns ab. Bleibe also vor der Hand ein guter Schweinehirt und suche Dich durch Fleiß und Treue allmälich emporzuarbeiten."

„Ich denke nicht daran, vornehm werden zu wollen," antwortete Jan; „aber, was ich zu thun berufen bin, das will ich ganz thun."

„So spricht ein wirklicher Edelmann, mein Junge."

Die Mutter drückte ihm die Hand und sprach: „Ein Edelmann sollte auch wie ein Edelmann erzogen werden; das erlauben allerdings unsere Mittel nicht, aber etwas kann ich immer noch für Dich thun. Ich will Dich lesen und schreiben lehren. In den langen Winterabenden hast Du überflüssige Zeit dafür. Der Willerhalfen wird ja auch nichts dagegen haben, daß Du jeden Abend ein Stündchen zu uns herüberkommst."

Was es mit dem Lesen und Schreiben auf sich hatte, das wußte Jan freilich nicht, aber da seine Mutter sagte, es gehöre zur Ausbildung eines Edel-

mannes, so hielt er es für etwas Nützliches und drückte den Wunsch aus, schon morgen damit zu beginnen.

Die Mutter war eine ausgezeichnete Lehrerin und brachte ihrem Sohne in dem einen Winter mehr bei, als die meisten Leute damals wußten; als aber der Frühling wieder kam, da hatte er draußen bei seinen Thieren den ganzen Tag Zeit, sich zu üben. Da er großen Fleiß und Beharrlichkeit, sowie einen offenen Kopf hatte, so lernte er außerordentlich rasch, schrieb eine sehr schöne, feste Hand und wußte sich brieflich und mündlich sehr correct auszudrücken.

Das letztere konnte Jeder hören, der mit ihm umging; seine andern Kenntnisse aber, sowie seinen adeligen Stand hielt er geheim, denn er fürchtete, von den Knechten und Mägden verlacht zu werden. So viel erkannte der Halfen aber doch, daß sein Schweinehirt ein tüchtiger Jüngling war, dem man ohne Bangen die Kuhheerde anvertrauen konnte.

Von diesem Tage an stieg er eine Staffel höher und wurde in Bälde auch ein tüchtiger Kuhhirt. Das gefiel ihm schon etwas besser. Die wildesten Ochsen zähmte er mit Leichtigkeit, und wenn er sich auf ihren Rücken schwang und durch die Wiese trabte, dann saß er stolzer und fester, wie mancher tüchtige Reiter auf dem gesattelten Rosse.

Als er aber mehr und mehr heranwuchs und ein starker Jüngling wurde, sagte es ihm auch bei den Kühen nicht mehr zu, und er suchte nach einem andern Lebensberufe. Ein Müllerbursche, der ihn einst bei der Heerde traf, schilderte ihm sein Leben mit so rosigen Farben, daß er sich nicht lange bedachte, seinem Halfen

kündigte und in's Thal hinabzog, wo am muntern Bache die Mühle lustig klapperte.

Da er stark und groß geworden war, so nahm der Müller ihn gerne als Lehrling an. Er hielt auch seine Lehrzeit aus und wurde ein tüchtiger Müllergeselle, aber es wollte ihm bedünken, daß er noch eine Staffel höher steigen müsse. Wenn er in freien Stunden durch das schöne Mühlenthal auf und abging und sich an der romantischen Umgebung labte, dann fühlte er sich glücklich in der stillen Abgeschiedenheit und horchte mit Entzücken den Liedern der Nachtigall, aber zuweilen erzählten die Leute, welche in der Mühle verkehrten, von den Städten, in welchen sie gewesen waren; besonders rühmten sie Köln als eine Stadt des Glanzes, sprachen von dem herrlichen Dome, den prächtigen Palästen und den stolzen Schiffen.

„Da müßtest Du hingehen," sagte eines Tages der Fuhrknecht aus dem alten Kümpcheshofe zu Köln zu ihm. „Du solltest einmal sehen, welch' eine Masse Menschen in unserer Herberge verkehren. Bei uns reiten die Edelleute aus der halben Welt vor. Oft ist es so voll, daß wir keine Stube mehr zu vergeben haben."

Jan dachte sich das Alles noch herrlicher, als es war, und da der Fuhrmann nicht aufhörte, in ihn zu dringen, so kündigte er dem Müller den Dienst. Der aber wurde so erbost, daß er im Zorne sprach: „Meinetwegen kannst Du gleich mitgehen! Da ist Dein Lohn, und ich wünsche Dir gute Reise."

Er holte seine Kleiderkiste herab, setzte sich zu dem Fuhrmanne auf die Karre und fuhr mit ihm nach Köln. Der Wirth vom alten Kümpcheshofe sah sich den jungen schmucken Menschen genau an, und da er ihm ausnehmend gefiel, so nahm er ihn als Hausknecht in seine Dienste.

Jan fand bald, daß er gegen seine frühern Stellungen als Hirt und Müllerbursche jetzt doch im großen Vortheile war; nicht allein, daß er mehr Geld verdiente, war doch auch das Leben ein ganz anderes. Als Hirt hatte er im Walde nur sehr selten einen Menschen gesehen und als Müllerbursche nur die Leute, welche als Mahlgäste dort verkehrten, also immer dieselben Gesichter; jetzt aber gab es alle Tage andere Leute, denn aus aller Herren Länder kehrten Reisende aus den verschiedensten Ständen im alten Kümpcheshofe ein. Bald waren es reiche Kaufleute, bald farbenschimmernde Offiziere, bald muntere Studenten. Für Alle hatte er etwas zu besorgen, Jeder mußte mit ihm sprechen und ihm seine Aufträge geben.

Da der aufgeweckte Hausknecht eine Ausnahme von der Regel war und wegen seines klugen Kopfes einen guten Eindruck machte, so unterhielt man sich gern mit ihm und erzählte ihm von der Welt Händeln, so daß sich in seinem Kopfe ein sehr buntes Bild von tausendfachen Farben entrollte.

Wenn er nach des Tages Mühen in seinem stillen Kämmerlein der Ruhe pflog, gedachte er oft des trotzigen Löwen auf seinem Familienwappen, und fast täglich legte er sich die Frage vor, ob es ihm nicht möglich sei, den Glanz seines Hauses wieder herzustellen. Aber wie sollte er das anfangen? Er war doch immer nur ein Hausknecht, der in dem reichen und vornehmen Köln noch viel weniger galt, als in Büttchen der Schweinehirt. Wäre er mit seinem Wappen herausgerückt, so würde man ihn aller Wahrscheinlichkeit nach tüchtig ausgelacht haben.

Am Pläneschmieden fehlte es natürlich nicht, aber

die Ausführung war schwierig. So gab er es endlich ganz d'ran und suchte seinen Ehrgeiz darin, ein Hausknecht zu werden, wie es keinen zweiten in Köln gab. Bei seinem festen Willen fiel ihm das nicht schwer, und es fehlte auch die klingende Belohnung nicht. Da er mit Freuden diente, so drückte ihm Mancher, der sich um einen frostigen Hausknecht nicht gekümmert hätte, ein Silberstück in die Hand. Seine Ersparnisse mehrten sich mit jedem Tage, aber er war weit entfernt, Alles für sich zu behalten; in dankbarer kindlicher Liebe schickte er den größten Theil zu seinen Eltern nach Büttchen und schrieb so schöne Briefe dazu, daß seiner Mutter die Thränen der Rührung in die Augen kamen.

Ab und zu kamen seine Eltern auch nach Köln. Jan nahm sie mit Liebe auf, und obschon sie dem Anscheine nach nur einfache und arme Bauersleute waren, so ehrte er sie doch vor den Augen all' der vornehmen Reisenden.

Es hatte fast den Anschein, als ob er sein ganzes Leben im alten Kümpcheshofe zubringen sollte, als ein Ereigniß eintrat, welches seinem Leben eine ganz andere Wendung gab. Der Wirth hatte eine Köchin mit Namen Grieth, die ihm so wohl gefiel, daß er mit Ernst daran dachte, sie zu heirathen. Er hatte ja sein gutes Auskommen und konnte eine Frau anständig ernähren; aber Grieth wollte höher hinaus, ein schlichter Hausknecht stand für ihren Hochmuth nicht hoch genug; sie gab deßhalb dem Jan eine abschlägige Antwort.

Der junge Mann faßte sich das so zu Herzen, daß er seiner Stellung ganz überdrüßig wurde und dieselbe kündigte. Vergebens gab sich der Wirth Mühe, ihn zurückzuhalten. Alle Bitten und Versprechungen

halfen nichts. Als seine Zeit um war, schnürte er sein Bündel und wanderte gegen Büttchen.

Vater und Mutter sahen ihn mit großer Verwunderung an und fragten, ob er seine Stelle verlassen habe.

„Ja," antwortete er, „ich habe sie verlassen und werde nicht mehr dahin zurückkehren."

Es war ihnen durchaus nicht recht, denn in Büttchen gab es keine Arbeit für ihn, und sie selbst waren nicht im Stande, ihn zu ernähren.

„Seid außer Sorge um mich," sagte er lachend, „ich denke auch ganz und gar nicht daran, euch lästig zu fallen. Seitdem ich euch zuletzt Geld schickte, habe ich viel Glück gehabt und ein hübsches Sümmchen zurückgelegt. Seht hier, dieser Beutel ist voll Kronenthaler, die wollen wir mit einander theilen. Mit euerer Sparsamkeit könnt ihr ein paar Jahre davon leben, und später wird sich schon wieder eine neue Quelle finden."

Er leerte den Beutel auf den Tisch, machte zwei gleiche Theile und schob die eine Hälfte seiner Mutter hin. Diese klatschte freudig in die Hände, umarmte den Jan recht herzlich und sagte: „Ich begreife nur nicht, warum Du eine so einträgliche Stelle verlassen willst."

„Das will ich Dir sagen, Mutter: Im alten Kümpcheshofe ist eine Köchin, die ich zu meiner Hausfrau zu machen gedachte, aber das hoffärtige Ding hatte es hoch im Kopfe, und ein simpler Hausknecht war ihr zu geringe, deßhalb hat sie mir einen Korb gegeben, und nun mag ich nicht mehr in Köln bleiben. Soll ich die Person täglich vor meinen Augen sehen und mich von ihr auslachen lassen? Nein, das kann ich nicht. Ich

habe einen andern Plan gefaßt. Es giebt jetzt überall Krieg, und ich will unter die Soldaten gehen."

Er hatte erwartet, seine Eltern würden ihm einen lebhaften Widerstand entgegensetzen; aber zu seiner Verwunderung war das nicht der Fall. Die Augen seines Vaters nahmen einen eigenthümlichen Glanz an. Er selbst war ja vor langen Jahren ein tüchtiger Reiteroberst gewesen, und sein Herz klopfte noch immer vor Freude, wenn er an jene Zeit zurückdachte, in welcher er so manches kühne Reiterstück ausgeführt hatte.

„Junge," sprach er, indem er ihm lachend auf die Schulter klopfte, „Du hast das Rechte gewählt. Für einen Edelmann schickt sich nichts besser, als der Soldatenstand."

Auch die Mutter war mit seiner Wahl einverstanden. „Es ist gut so, Jan," sagte sie. „Wenn die Köchin Deine Frau geworden wäre, dann müßtest Du immer ein Knecht bleiben und kämest niemals zu etwas Bessern; jetzt aber steht Dir, wenn Du klug und tapfer bist, eine schöne Zukunft bevor."

„An der Tapferkeit soll es nicht fehlen, Mutter; ich bin kühn, stark und geschmeidig und nehme es im Reiten mit Jedem auf. Was sonst noch zur Kriegskunst gehört, das werde ich bald lernen; es fragt sich nur, wo ich mir die Sporen verdienen soll."

„Hm," sagte der Vater, „seit ich mich der Nothwendigkeit gefügt habe, und ein Bauer geworden bin, sind mir die Händel der Welt ziemlich fremd geworden, und ich kann Dir da kaum einen Rath geben, aber wir wollen zu unserm Pfarrer gehen, der weiß Alles, was in der Welt passirt."

Sie machten sich Beide schmuck und begaben sich

in den Pfarrhof. Der alte Herr empfing sie mit großer Freundlichkeit und lud sie zu einem Glase Wein ein.

„Der Jan ist ein tüchtiger Bursche geworden," sagte er; „aber es wundert mich, von Ihnen zu hören, daß er seine einträgliche Stellung aufgeben will. Aushalten, das ist immer am besten."

„Ja, Herr Pfarrer, Sie haben schon recht; aber mit dem Jan verhält es sich doch etwas anders. Er hat den Soldatenstand gewählt, und wir kommen eben zu Ihnen, um zu hören, wo augenblicklich Händel los sind."

„Soldat willst Du werden, Jan? Wie kommst Du auf einen so abenteuerlichen Gedanken? Ist es Dir denn gar nicht eingefallen, daß es ein ganz gefährliches Handwerk ist? „Heute roth, morgen todt," so lautet das Sprichwort, und wer kann behaupten, daß es nicht ein wahres Wort ist. „Heute roth, morgen todt," sage auch ich. Aber wenn es auch gut geht, mein Junge, dann ist der Stand doch in sittlicher Beziehung ein sehr gefährlicher. Bedenke, mein Sohn, was für Gelichter unter die Soldaten geht. Die meisten gehören zum Gesindel, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, Raub und Diebstahl zu begehen, sich in Fraß und Völlerei zu übernehmen. Solche Kameraden würdest Du haben, mein Sohn, und gewiß nichts Gutes von ihnen lernen."

„Herr Pfarrer, Sie haben mich gelehrt, was gut und christlich ist. Ich habe es tief in mein Herz eingeprägt, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich nicht davon abweichen werde."

„Ein schönes Versprechen, mein Sohn! Bleibe desselben immer eingedenk, denn ich sage Dir, die Ver-

suchung bleibt beim Soldaten noch weniger aus, als bei andern Leuten."

„Ich werde über mich wachen, Herr Pfarrer."

„Willst Du nicht lieber einen andern Beruf ergreifen?"

„Nein, ich will und muß Soldat werden."

„Nun, so mögen Dir Gott und die heilige Jungfrau immer nah sein und Dich beschützen. Am besten ist es, Du gehst nach Holland und trittst bei dem spanischen General Spinola in Dienst."

Dem Jan war es gleichgültig, wem er seine Dienste widmete, wenn er nur Gelegenheit hatte, ein guter Soldat zu werden und sich sobald als möglich auszuzeichnen. Also entschloß er sich rasch, nach Holland zu reisen und den Spinola aufzusuchen.

Damals sah es in den Ländern Jülich-Cleve-Berg recht böse aus, denn der Herzog Wilhelm war gestorben, und seine Leiche lag unbegraben auf dem Schlosse zu Düsseldorf; Brandenburg und Neuburg hatten sich schon in Düsseldorf eingefunden und führten einstweilen die Regierungsgeschäfte gemeinsam, aber es gab auch noch andere Fürsten, welche Anspruch auf die Länder machten; dazu hatte der dreißigjährige Krieg bereits seinen Anfang genommen und man war im Beginne eines furchtbaren Kriegswirrwarrs, der unendlich viel Unglück über die Welt gebracht hat. Für einen jungen kampflustigen Mann war also in die That die richtige Zeit gekommen.

Jan blieb einige Tage im Hause seiner Eltern, dann nahm er Abschied von ihnen und wanderte dem Rheine zu. Zu Düsseldorf bestieg er ein Frachtschiff, welches nach Holland hinabfuhr. Da saß er nun den ganzen Tag auf den Waarensäcken und dachte über seine

Zukunft nach. In seinem Geiste wirbelte es von Schlachten und Belagerungen, und oft ging es so toll in seinem Kopfe zu, daß er mit lauter Stimme commandirte. Die Schiffsleute sahen ihn mit Verwunderung an, schüttelten die Köpfe und zeigten auf die Stirne, denn sie waren des Glaubens, daß es nicht ganz richtig in seinem Verstande sei. Da er aber sonst ein angenehmer Gesellschafter war, so ließen sie ihn ruhig gewähren. Beständig trieb er sie zu schnellern Rudern an, und um ihre Bereitwilligkeit zu erhöhen, drückte er jedem ein Silberstück in die Hand. Nun stieg er in ihrer Achtung so hoch, daß er auch nach Belieben commandiren durfte. Sie lachten nur dazu, zeigten aber nicht mehr nach der Stirne, sondern sagten, er sei ein sehr liebenswürdiger junger Mann und für die Holländer eigentlich viel zu schade.

II.

Als Jan nach Holland kam, begehrte er mit dem Generale Spinola zu sprechen. Man zeigte ihm eine Bude, in welcher die Werbeoffiziere saßen, aber er schüttelte den Kopf, und sagte, daß er mit dem General selber sprechen müsse. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihm endlich, vor das Antlitz des stolzen Spaniers geführt zu werden. Der General empfing ihn in seinem kostbar aufgeputzten Zelte, wo er von vielen höhern Offizieren umgeben war. Unerschrocken ging Jan auf Spinola zu, verneigte sich und sprach: „Ich bin nach Holland gekommen, um mich unter Deine Fahnen zu stellen."

„Da hättest Du nicht zu mir, sondern zu meinen Werbeoffizieren gehen sollen."

„Nein," antwortete er, „ich mußte zu Dir kommen, denn nur unter gewissen Bedingungen nehme ich Dienste. Werden mir dieselben nicht gewährt, so suche ich mir einen andern Kriegsherrn."

„Welches sind Deine Bedingungen?"

Jan nahm eine Brieftasche heraus und überreichte dem Spinola ein Päckchen Papiere. „Lies das," sagte

er, „es sind die Zeugnisse meines Vaters, der lange Jahre ein tüchtiger Soldat war; aber das Glück ist ihm nicht günstig gewesen; er verarmte und muß nun als ein armer Bauersmann sein Leben fristen.“

„Du bist also ein Edelmann?“ fragte Spinola.

„Ein Edelmann im Bauernkittel. Nun aber will ich Dir meine Bedingungen sagen. Ich muß ein baares Handgeld von hundert Gulden haben, die ich meinem Vater schicken will; der Sold aber muß mir regelmäßig ausgezahlt werden, damit ich meinen Eltern stets die Hälfte zu geben im Stande bin. Sie werden alt, und es kommt ihnen zu, daß sie allmälich Ruhe bekommen.“

Der Jüngling gefiel dem General, sowohl wegen seiner Größe und Stärke, als auch wegen seines frischen und unerschrockenen Wesens. Auch die bei ihm anwesenden Offiziere hatten Wohlgefallen an ihm. Am meisten aber freute es sie, daß er so große Stücke auf seine Eltern hielt.

„Kannst Du reiten, Jan?“ fragte Spinola.

„Mit Deinen Soldaten um die Wette.“

Der General erhob sich, trat vor das Zelt und winkte einem Unteroffizier herbei. „Bringe den wilden Hengst, den Niemand bändigen kann,“ flüsterte er.

Der Unteroffizier ging hinweg und kam bald mit einem Pferde zurück, dem man die Tücke schon an den Augen ansah.

„Jan,“ sagte Spinola, „getraust Du Dir, dieses Thier zu reiten?“

Jan besah sich den Hengst ganz genau; zu seiner Verwunderung erkannte er das Thier. Es war früher im Stalle seines Herrn im alten Kümpcheshofe gewesen, hatte aber wegen seiner Unbändigkeit abgeschafft werden

müssen. Niemand war im Stande gewesen, ihn zu reiten, als Jan; der hatte ihm aber auch seinen Meister gezeigt und ihn so stark durch die Brache geritten, daß ihm der Muth gänzlich d'rauf gegangen war.

„Herr General," gab Jan zur Antwort, „das Pferd hat seine Tücken, aber wenn ihr mir ein paar Sporen und eine Peitsche reichen lasset, so will ich mich gleichwohl auf seinen Rücken schwingen und es zahm machen."

Spinola und die Offiziere mußten lächeln, denn das Pferd hatte bisher Jeden aus dem Sattel geworfen; sie rechneten ganz sicher darauf, daß es jetzt ebenfalls und zwar sehr glänzend geschehen werde.

Es wurden ihm ein Paar tüchtige Sporen und eine Reitgerte gereicht. Jan nahm die Zügel in die Hand und schaute es scharf an. Das Thier erinnerte sich seines Meisters, und da es fürchtete, daß es wieder in das Brachfeld ging, so schlug es hinten aus und griff mit den Zähnen nach ihm, aber er versetzte ihm einen kräftigen Faustschlag auf den Kopf und schwang sich zu gleicher Zeit in den Sattel.

Der Hengst schüttelte sich, sprang vorn und hinten in die Höhe und war sichtlich bestrebt, seinen Reiter abzuwerfen; aber Jan saß wie aus Stein gegossen auf dem Rücken des Thieres, das sich wie ein Thurm emporbäumte und nicht von der Stelle wollte. Jan kannte diese Manöver noch von früher und wandte das richtige Heilmittel an, indem er ihm einen kräftigen Stoß mit den Sporen und einen Schlag mit der Peitsche gab.

Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil schoß es dahin, suchte aber auch jetzt noch seine Männchen zu

machen; aber Jan vertrieb ihm die Schrullen ganz gründlich. Spinola und die Offiziere waren vor das Zelt getreten; sie wollten sich an Jan's Purzelbäumen laben, aber was machten sie für Augen, als sie sahen, wie der junge Mann mit dem Hengste verfuhr.

Er ließ ihn bald Trab, bald Galopp, bald Schritt reiten; jetzt mußte er eine plötzliche Wendung nach rechts, dann nach links machen, im Kreise, im Kreuz laufen, über Hecken und Gräben springen. Er zwang ihn sogar, niederzuknieen, emporzusteigen und mit den Füßen in der Luft zu fechten. Jetzt sprang er mitten im Laufe aus dem Sattel, zwang ihn, frei im Kreise herumzutraben und schwang sich mitten im Laufe wieder in den Sattel. Nachdem er ihn ganz müde und lammfromm geritten hatte, kehrte er zu dem Zelte zurück und stellte sich mitten im Galopp aufrecht in den Sattel. Vor dem Eingange des Zeltes sprang er auf den Boden und neigte sich vor Spinola.

Dieser drückte ihm die Hand, führte ihn in das Zelt und sprach: „Wahrlich, Du hast Deine Sache gut gemacht. Ich nehme Dich als Reiter an und zur Belohnung für Deine Bravour schenke ich Dir das Thier und verdopple das Handgeld von hundert auf zweihundert Gulden.“

Alle Offiziere kamen herbei und beglückwünschten ihn. Einige wollten ihn ebenfalls beschenken, aber er zog seine Hand zurück und sprach: „Ich danke Ihnen, meine Herren; ich habe Ihnen noch keine Dienste geleistet.“

Spinola lächelte; als Spanier gefiel ihm dieser Stolz. Er legte die zweihundert Gulden in seine Hand und sprach: „Hier liegt Papier und Leinwand. Wenn

Du die Hälfte davon Deinen Eltern schicken willst, dann besorge es gleich, denn in einer Stunde schicke ich einen Kurier an den Hof nach Düsseldorf; er kann Brief und Geld mitnehmen."

Ein Diener reichte ihm das Schreibzeug, und Jan begann so flink und fertig zu schreiben, daß sich Spinola darüber wundern mußte. Jan aber packte die zweihundert Gulden ganz ein, siegelte das Päckchen, überschrieb den Brief und dankte dem General für seine Güte.

„Laß Dich nun einlogiren," sagte er, indem er dem dienstthuenden Unteroffiziere den Auftrag gab, ihm seine Stube und Schlafstelle anzuweisen.

Als Jan zu den neuen Kameraden kam, wurde er wie ein Wunderthier angeschaut, denn Alle hatten sein Reiterstück gesehen, und empfanden großen Respekt vor ihm. Er selbst aber befand sich nicht besonders wohl in der neuen Gesellschaft, denn die Meisten von ihnen hatten das Kainszeichen im Gesichte stehen. Man sah ihnen an, daß sie bei Raub und Plünderung ganz gewiß in erster Reihe standen, vor dem Feinde aber lieber hinter der Fronte waren.

„Ich möchte eingekleidet werden," sagte er zu dem Kapitän d'Armes."

„Ei, Du hast es ja eilig," sagte dieser. „Nun, nun, es geht immer so. Hinein in die Uniform schlüpfen sie Alle gern, denn das bunte Tuch gefällt ihnen, aber nachher möchten sie gerne wieder hinaus. Es wird Dir auch so gehen, mein Junge."

„Das befürchte nicht; im Gegentheile, wenn ich mich erst darin bewegen kann, wird sie mir noch lieber werden."

„Werden ja sehen, mein junger Freund. Komm mit auf die Kammer. Du mußt eine feine Uniform haben, denn unser General wird Dich immer im Auge behalten."

Sie gingen zusammen die Treppe hinauf und gelangten in einen großen Raum, dessen Wände ganz von hohen Schränken eingenommen waren. Der Kapitän d'Armes öffnete einen derselben; er war von unten bis oben mit Hosen gefüllt. Jan mußte sie so lange anprobiren, bis er eine gefunden hatte, die ihm schmuck und stramm saß. Nun ging es auch an das Probiren der übrigen Kleidungsstücke, bis er den Hut auf dem Kopfe, die großen Reiterstiefel mit den Sporen an den Füßen und auch die Waffen umgeschnallt hatte.

Der Kapitän d'Armes beschaute ihn mit wohlgefälligem Schmunzeln. „Jan," sagte er, „das muß Dir der Neid lassen, Du bist ein schmucker Kerl. Da Du nun auch ein guter Reiter bist, so kann es Dir nicht fehlen. Wenn Du Dich im Dienste bewährst, dann wird der Unteroffizier nicht lange auf sich warten lassen. Aber ein ganzer Soldat mußt Du sein, sonst giebt der General keinen Pfifferling für Deine schöne Fratze."

„Ich fürchte, es dauert lange, ehe ich den Dienst gründlich kenne," sprach Jan.

„Ah bah, es ist kein Hexenwerk, und da Du Dein eigenes Pferd hast, so kannst Du ja alle Tage d'ran gehen. Wir haben jetzt müßige Tage und liegen viel auf der faulen Haut. Wenn Du einige Muttergroschen zuzusetzen hast, dann finden sich schon Leute, die Dich einexerzieren."

Ein Unteroffizier, welcher die Unterredung anhörte, erbot sich, ihm Unterricht zu geben. Sie begannen

sogleich und setzten es alle Tage fort. Spinola, welcher von dem Eifer des jungen Mannes hörte, befahl dem Unteroffizier, daß die Uebungen vor seinem Zelte vorgenommen würden, was denn auch von diesem Tage an geschah.

In zwei Wochen lernte er so viel, wie andere in einem Jahre, wodurch das Wohlgefallen Spinola's an dem jungen Manne noch bedeutend zunahm.

Die Spanier, welche damals die Niederlande in ihrem Besitze hatten, waren ein Bündniß mit dem Kaiser Ferdinand von Oesterreich eingegangen. Die Böhmen hatten damals den blutigen Aufstand angezettelt, welcher zum dreißigjährigen Kriege führte; diese wollte der Kaiser züchtigen und wandte sich um Hülfe an den König Philipp III. von Spanien. Dieser gab seinem in den Niederlanden stehenden Feldherrn, dem Marquis Spinola, auf, ein starkes Heer zu werben und dem Kaiser zur Hülfe bereit zu sein. Leider waren die in Deutschland stehenden Kriegsheere so groß, daß in dem nun folgenden Kriege fast das ganze Land zerrüttet wurde.

Plötzlich hieß es: „Wir reiten!"

Die spanischen Truppen, welche in den vorhergehenden Jahren bald auf dieser, bald auf jener Seite des Rheines gefochten hatten, wurden von ihrem Feldherrn jetzt nach Jülich beordert, denn die dortige Festung sollte mit Sturm genommen werden. Dem Grafen Heinrich vom Berge hatte er den Befehl zukommen lassen, mit siebentausend Fußknechten und fünfzehn Fähnlein Reitern gegen die Festung zu marschiren und sie anzugreifen.

Dem Jan van Werth war das gerade recht, denn er gehörte mit zu der Expedition. Anfangs September

kamen die Spanier vor Jülich an und bezogen ein Lager auf dem Galgenberge.

Kaum angelangt, begannen sie, die Laufgräben zu ziehen und Batterien zu errichten. Der alte, zweiundsiebzigjährige Pithan, welcher in der Festung Jülich commandirte, war auf einen solchen Ueberfall nicht vorbereitet. Kurz vorher hatte er noch tausend Mann an den Niederrhein abgehen lassen und besaß jetzt nur noch zweitausendfünfhundert Streiter in seinen Mauern, war also gegen die Spanier sehr im Nachtheile.

Trotz seines Alters war er ein tüchtiger Soldat, und rasch in seinen Entschlüssen. Um die angefangenen Belagerungsarbeiten zu stören, ließ er sogleich von siebenhundert Fußsoldaten und all' seinen Reitern einen Ausfall aus der Feste machen. Diese Tapfern griffen mit männlicher Unerschrockenheit an, zerstörten die angefangenen Laufgräben und vertrieben den Feind aus den an der Roer aufgeworfenen Schanzen.

Der Graf vom Berge jagte die Ausfallenden wieder in die Festung zurück und ließ die Arbeiten sogleich wieder beginnen. Sie dauerten fort bis in den Oktober, und für die Jülicher, welche aus ihrer Festung die Reihen der Zelte im Lager deutlich sehen konnten, standen die Sachen ziemlich schlimm.

Um diese Zeit gewahrte der Commandant Pithan Flammen im Lager der Spanier, wo eine Feuersbrunst ausgebrochen war; diese Gelegenheit machte er sich sofort zu Nutzen. Während die Spanier mit dem Löschen des Feuers beschäftigt waren, ließ er einen neuen Ausfall machen. Den listigen Holländern schien der Ueberfall gelingen zu sollen, denn sie überrumpelten die Spanier und drangen bis zum Zelte des Grafen vom Berge vor.

Hier warf sich ihnen ein Haufen Fußgänger entgegen, aber gleich beim ersten Vorgange fiel der Unteroffizier. Jan sprang sofort an seine Stelle und rief: „Kameraden, haut tapfer zu, sonst sind wir Alle des Todes!"

Mit seinem schweren Reitersäbel schlug er in die Vorrückenden, daß die Funken stoben und hieb sich eine breite Gasse in den Feind. Seine Kameraden wurden von dem Beispiele so angefeuert, daß sie ebenfalls ihre Schuldigkeit thaten. Jetzt erschien der Graf vom Berge und schaute, wie tapfer Jan war und mit welchem Verständnisse er die Vertheidigung leitete.

Auf ein Zeichen seiner Hand, begannen die Trompeter zu blasen und alle Soldaten vom Feuer zurückzurufen. Der Graf commandirte die Herbeiströmenden und die Holländer waren in einer Viertelstunde so sehr geschlagen, daß sie sich eiligst in die Festung zurückziehen mußten.

Als die Wachen von Neuem ausgestellt waren, ließ der Graf vor seinem Zelte einen Kreis von Soldaten schließen. Mitten in demselben nahm er Platz und ließ den Jan van Werth herbeirufen.

„Mein Sohn," sprach er mit lauter Stimme zu ihm, „Du hast Dich heute unter den Tapfern als der Tapferste erwiesen und dabei eine große Anlage als Führer an den Tag gelegt; deßhalb belobe ich Dich in Gegenwart Deiner Kameraden und ernenne Dich zum Unteroffizier!"

Niemand empfand über dieses Avancement Neid, denn alle Soldaten hatten ihn lieb und wußten sehr wohl, daß er ihnen überlegen war.

Die Belagerung zog sich in den Winter hinein. Der alte Pithan aber blieb zähe, obschon die Einwohner

von Jülich bereits aus Mangel an Lebensmitteln zu zagen begannen.

Im Januar kam Spinola, dem die Belagerung zu langsam ging, selbst in's Lager, damit die Eroberung der Festung beschleunigt werde. Sofort ließ er die Kanonen richten und fing an, Stadt und Festung zu beschießen. Die Kugeln richteten große Verwüstungen an. Um sie nicht ganz in Trümmer zu verwandeln, schickte er einen Trompeter vor das Thor. In seinem Auftrage ritt Jan van Werth hinter ihm her. Als sie das Thor erreicht hatten, stieß der Trompeter in sein Horn. Als nun die Mannen auf den Mauern erschienen, rief Jan mit lauter Stimme: „Im Namen des Kaisers läßt der berühmte Feldherr Spinola euch auffordern, sofort die Festung zu übergeben. Weigert ihr euch dessen, so wird die Stadt so lange beschossen, bis kein Stein mehr auf dem andern ist; dann aber wird er alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes über die Klinge springen lassen."

Der zähe Pithan erschien jetzt selbst auf der Mauer und rief dem Jan zu: „Sage Deinem Herrn, daß wir es hier noch ganz gut aushalten können. Ostern mag er abwarten, und dann noch einmal mit seiner Drohung kommen."

Der Mangel an Lebensmitteln hatte übrigens den Bürgern und den Soldaten schon so zugesetzt, daß sie die stolze Sprache ihres Commandanten mißbilligten und die schleunige Uebergabe der Festung für das Beste hielten. Als am 17. Januar ebenfalls die Aufforderung zur Uebergabe kam, waren die Hoffnungen Pithan's bereits so sehr heruntergegangen, daß er erklärte: Wenn ihm in zwölf Tagen noch keine Hilfe vom Prinzen von Oranien

gekommen sei, dann wolle er sich in sein Schicksal ergeben und dem Feldherrn die Schlüssel der Stadt überreichen.

Hülfe kam aber nicht, und so war Pithan gezwungen, die Festung am 2. Februar an den Grafen vom Berge zu übergeben. Am folgenden Tage zog die Belagerungsarmee mit klingendem Spiele vor die Thore von Jülich; der alte, greise Pithan erschien mit den Schlüsseln der Stadt und überreichte dieselben mit tiefer Bewegung dem Grafen. Dem alten Haudegen, der all' sein Leben durch Tapferkeit geglänzt hatte, standen bei der Ueberreichung der Schlüssel die Thränen in den Augen, aber er mußte sich in das Unvermeidliche fügen, obschon er wußte, daß die strengen Generalstaaten ihn scharf richten würden. In der That wurde er in's Gefängniß geworfen und beschloß in demselben sein Leben.

Sobald sich die Schlüssel in den Händen des Grafen befanden, zog die Besatzung unter ehrenden Bedingungen aus und mußte sich mit dem Gefühle der Scham durch das Spalier der Sieger hinwegbegeben.

Der Unteroffizier Jan van Werth war mit den Siegern in die Stadt gezogen und in einem Bürgerhause einquartiert worden. Hier kam er in's Nachdenken über das furchtbare Kriegsunglück, welches in allen Gegenden des deutschen Vaterlandes wüthete. Die Sachen lagen so durch einander, daß man kaum noch wußte, wer Freund und wer Feind war.

„Dem Kaiser muß man dienen," sprach er zu sich selbst; „nun stehen die Spanier allerdings auch auf Seiten des Kaisers, aber sie sind ein ausländisches Volk, und wie man die Sachen auch ansehen mag, sie schädigen meine Heimath; das macht einem Rheinländer wenig Ehre."

Während er noch über seine schiefe Stellung nachdachte, wurde er zu Spinola gerufen. Dieser empfing ihn mit freundlicher Herablassung und sprach: „Mein Sohn, es ist mir berichtet, daß Du Dich bei der Belagerung wacker ausgezeichnet, deßhalb will ich Dich im Range erhöhen und Dir diesen Brillantring schenken."

„Halten zu Gnaden, Herr General," sprach Jan; „ein Soldat kennt kein höheres Glück, als von seinem General ausgezeichnet zu werden, aber es sind mir Bedenken gekommen, die mir verbieten, noch länger unter Ihren Fahnen zu dienen."

Das Gesicht Spinola's verfinsterte sich. „Welche Bedenken können das sein?" fragte er.

„Sie sind schwerer Art, mein General. Ich kämpfe hier in meiner Heimath und bin gezwungen, meine Brüder zu schädigen, das widerstrebt meinem Herzen. Heute oder morgen kann ich in den Fall kommen, daß ich gegen meine eigenen Eltern den Degen ziehen muß. Bedenken Euer Gnaden, was das für ein liebendes Kinderherz sagen will. Ferner diene ich einem ausländischen Fürsten —"

„Aber für die Sache des deutschen Kaisers," unterbrach ihn Spinola.

„Gewiß," antwortete Jan, „sonst würde ich auch nimmer in Euer Gnaden Armee eingetreten sein. Soll ich offen und wahr sein, so muß ich aufrichtig bekennen, daß dieses meinen Gefühlen widerstrebt. Ich muß alle Tage sehen, daß spanische Hände sich mit dem Blute meiner Landsleute beflecken, darum bitte ich um meinen Abschied."

„Wie?" fragte Spinola, „Du willst Deinen Kaiser verlassen?"

„Das sei fern von mir, Euer Gnaden. Ich will ihn mit meinem Schwerte dienen, so lange ein Athemzug in mir ist, aber ich will mir einen deutschen Befehlshaber suchen, damit ich mit größerer Begeisterung fechten kann."

Spinola's Züge hellten sich wieder auf und er fragte, an welchen Fürsten er sich zu wenden gedenke.

„Ich will mich den Bayern anschließen," gab Jan zur Antwort.

Der General setzte sich an seinen Schreibtisch und wies dem Jan einen Stuhl zum Sitzen an. Nach einiger Zeit rief er ihm zu und sprach: „Mein Sohn, ich sehe Dich ungern scheiden; da Du aber der Sache des Kaisers treu zu bleiben gedenkst, so halte ich mich verpflichtet, etwas für Dein Fortkommen zu thun. Nimm diesen Ring als Andenken an meine Person, und hier überreiche ich Dir ein Lieutenantspatent, welches Dir bei den Bayern gute Dienste leisten wird. Mit demselben ist die Kluft, welche Dich bis jetzt noch vom höhern Offiziersstande trennte, überbrückt; aber Du sollst dieses Patent erst verdienen. Brich' sofort nach der Festung Montjoie auf und nimm dieselbe. Sobald Dir dieses gelungen ist, steht Deiner Abreise nichts mehr im Wege."

Jan erschrack über diesen Auftrag. „Euer Gnaden bringen mich in schreckliche Verlegenheit," sprach er, „der jüngste unter allen Offizieren hat noch zu wenig Erfahrung, um die Aufgabe glücklich durchführen zu können."

„Es wird Dir nicht an Rath und Beistand fehlen. Vergiß übrigens auch nicht, daß Dir die Eroberung einen Ruf verleiht, der Dir bei den Bayern den Weg ebnen wird."

„Im Vertrauen auf Gott will ich's übernehmen," sprach Jan, „möge er mir seinen Beistand nicht versagen!"

Spinola überwies ihm noch am selben Tage die Fähnlein, welche die Expedition unternehmen sollten; Jan stellte sich an ihre Spitze und verließ die eroberte Festung, Am Abend desselben Tages, als seine Soldaten die Quartiere bezogen hatten, ließ er einen erfahrenen Offizier zu sich kommen und übertrug ihm die Führung des kleinen Heeres. Er bezeichnete ihm genau den Weg den er inne zu halten habe; dann legte er Bauernkleider an, nahm drei ebenso verkleidete Soldaten zu sich und machte sich mit ihnen auf den Weg nach Montjoie. Halbwegs trafen sie auf eine Schaar von holländischen Truppen, welche sie umzingelten und nach der Stellung der Spanier befragten.

„Wie ich gehört habe," gab Jan zur Antwort, „ist eine Schaar derselben auf dem Wege, um sich auf dem rechten Rheinufer der bergischen Städte Lülsdorf und Blankenberg zu bemächtigen."

An ihren Mienen und Geberden konnte er abnehmen, daß sie auch von dem Zuge nach Montjoie benachrichtigt waren, deßhalb setzte er hinzu: „Wenn ich keinen Verrath von euch fürchtete, würde ich euch ein Geheimniß mittheilen, welches einer Belohnung werth ist."

Nun drangen sie in ihn, um das Geheimniß zu erfahren.

„In der Festung Jülich," sagte er „ist der Beschluß gefaßt worden, Montjoie zu überrumpeln. Morgen wollen sie ausziehen; der Zug aber kann verhindert werden, wenn man ihnen morgen nahe der Festung den Weg verlegt. Mir würde damit ein großer

Dienst geschehen, denn ich habe in Montjoie Verwandte und bin eben auf dem Wege, sie zu warnen."

„Das trifft sich gut," sprach der Offizier. „Reite auch auf die Festung und mache dem Commandanten Anzeige von dem bevorstehenden Ueberfalle."

„Das soll geschehen! Ich würde es ohnehin gethan haben."

Die Soldaten öffneten ihre Reihen und ließen ihn passiren. Sobald sie ihnen aus dem Gesichte waren, schickte Jan einen von seinen Begleitern zu dem zurückgebliebenen Heere, ließ den Vorfall melden und den Befehl überbringen, daß die Belagerungsarmee noch in der Nacht aufbrechen und nicht rasten sollte, bis sie Montjoie erreicht hätte. So brachte er die Holländer auf eine falsche Fährte, und sein kleines Heer hatte nichts von ihnen zu fürchten.

Er selbst aber ritt mit seinen zwei Begleitern die ganze Nacht hindurch. Am Morgen kehrten sie in einem an der Straße liegenden Wirthshause ein, fütterten die Pferde, stärkten sich mit Speise und Trank und fragten den Wirth, wie es in Montjoie aussehe.

„Wie soll es da aussehen?" antwortete der Wirth. „Zum größten Verdrusse der Einwohner haben sich die Holländer in die Festung geworfen. Die Bürger werden stark von ihnen drangsalirt und gebrandschatzt, deßhalb wünschen sie nichts sehnlicher, als daß die Spanier kämen."

Weiter konnte der Wirth nichts berichten, aber er bezeichnete ihm Personen, welche mit dem gegenwärtigen Zustande besonders unzufrieden waren und auf die übrige Bürgerschaft einen großen Einfluß hatten. Das war ihm genug; sie stiegen wieder zu Pferde und ritten

auf die Stadt zu. In der Nähe derselben ließ Jan die Thiere langsamer gehen, nahm die Umgebung der Stadt genau in Augenschein und wählte den Platz, wo die Geschütze aufgestellt werden sollten. Dann ritten sie frisch durch das Thor und stellten ihre Rosse in die Herberge. Jan aber begab sich auf den Markt, kaufte eine fette Gans und begab sich mit derselben zu dem Hause, welches ihm von dem Wirthe an der Landstraße bezeichnet war.

„Ich wünsche den Hausherrn zu sprechen," sagte er in plattdeutscher Mundart, als er das Haus gefunden hatte und eingetreten war. Man wies ihn in ein Zimmer, wo er den Gesuchten fand. Er legte die Gans auf den Tisch und sprach: „Der General Spinola schickt euch diesen Braten."

„Spinola?" fragte der Mann verwundert.

„Derselbe."

„Wie komme ich zu der Ehre?"

„Er will damit danken, weil er gehört hat, daß ihr lieber die Spanier, als die Holländer in euern Mauern sehen möchtet."

„Leise, leise," sprach der Mann, „man kann sich hier nicht genug in Acht nehmen. Der größte Theil der Bürgerschaft wünscht die Holländer zum Kukuk, aber es hat Niemand den Muth, dieses merken zu lassen."

„Und wenn nun ein Belagerungsheer von den Spaniern käme und die Stadt einschlösse?"

„Mann, wer bist Du? Wer giebt mir Bürgschaft, daß ich deutlich zu Dir reden darf?"

„Ich bin der spanische Lieutenannt Jan van Werth und beauftragt, die Stadt zu nehmen."

Er zog sein Patent aus der Tasche und zeigte es. „Mein Freund,“ sprach er, „es kommt mir darauf an, die Festung kennen zu lernen und einen Rückhalt in der Bürgerschaft zu haben. Kannst Du mich nicht rund führen?“

Der Bürger dachte einen Augenblick nach. „Es geht ganz gut,“ sagte er, „denn ich habe auf der Citadelle Wein und Branntwein abzuliefern; aber Sie müssen sich entschließen, den Handkarren mit den Waaren zu schieben.“

„Ei, warum nicht? Wenn ich nur meine Augen gebrauchen kann, dann bin ich zufrieden.“

Sogleich wurde der Karren beladen und Jan schob ihn vor sich her. Auf ihrem Wege hatten sie die Wälle zu passiren, so daß Jan sich ein vollständiges Bild von der Armirung machen konnte. Er kannte die schwachen Stellen jetzt so genau, wie der Commandant der Festung.

„Mein Freund,“ sprach Jan, „je eher die Festung in meinen Händen ist, desto besser stehen sich die Bewohner der Stadt dabei. Kanonen spaßen nicht, und es würde manches Haus in Flammen aufgehen, wenn die Belagerung lange dauert.“

Der Bürger versprach, Alles zu thun, was in seinen Kräften stände. Außerdem zeigte er ihm ein Haus, welches dicht an die Stadtmauer angebaut war. „Wenn es euch gelänge, da hineinzukommen, dann könnten die Holländer in einer Nacht zu Paaren getrieben werden. Es gehört mir und steht augenblicklich leer; ein paar Kanonenkugeln würden eine Bresche machen, durch welche viele Leute eindringen könnten. Ich werde schon dafür sorgen, daß euch die Bürger nichts in den Weg legen.“

Sie nahmen Abschied von einander; Jan und seine Begleiter bestiegen die Pferde wieder, umritten noch einmal mit aufmerksamen Augen die Stadt und sprengten dann dem Heere entgegen. Nicht lange nachher trafen sie dasselbe in einem dichten Walde. Jan gebot Halt, ließ sich die Leute lagern und ordnete an, daß der Vormarsch erst in der Nacht geschehen solle, denn er wollte die Festung überraschen.

Als es dunkel geworden war, machten sie sich auf den Weg und langten noch vor Mitternacht vor der Festung an. Jan ließ die Kanonen an einem Punkte, wo er mit leichter Mühe die Stadt in Asche legen konnte, auffahren, dann begab er sich zu der Mauer, auf welche das Haus jenes Bürgers gebaut war. In aller Stille ließ er Soldaten mit Brecheisen kommen, welche so geräuschlos als möglich ein Loch in die Mauer machen sollten.

Die Besatzung schien sich einem festen Schlafe ergeben zu haben, denn die Arbeiter wurden nicht im mindesten gestört. Endlich war das Loch groß genug, daß ein Mann hindurchkriechen konnte. Er selbst machte den Anfang, die Soldaten folgten. Als etwa fünfzig Mann versammelt waren, suchte er zehn der Unerschrockensten aus; sie sollten mit ihm gehen, um das Hauptthor zu öffnen, wo seine Soldaten standen; die Andern aber mußten ihn decken.

Leise schlich er sich zum Thore; im Handumdrehen waren die Schildwachen niedergemacht und die Thorwache gestürmt. Mit rascher Hand ergriff er die dort aufbewahrten Schlüssel und öffnete das Thor. Während die Artilleristen an den Kanonen standen und die Reiter zur Abschlagung eines etwaigen Ausfalles bereit waren,

führte Jan das Fußvolk zur Citadelle. Bei dem entstehenden Geräusche sprangen die sorglos schlafenden Holländer aus den Betten, kleideten sich rasch an und griffen zu den Waffen; aber die Ueberraschung war so groß, daß ein Theil der Citadelle nach dem andern genommen wurde.

Der Festungscommandant ließ die Bürger aus dem Schlafe trommeln und sie auffordern, sich dem Feinde entgegenzuwerfen; aber als diese sahen, daß sich die Holländer im Nachtheile befanden, da machten sie gemeinsame Sache mit den Helfern. Als der Morgen kam, befand sich die Festung in den Händen der Spanier. Die Garnison war zum Theil niedergemacht, zum Theil gefangen. Die Wenigen, welche noch Stand hielten, streckten die Waffen, als sie draußen die aufgepflanzten Geschütze sahen.

Jan van Werth schickte sofort einen Trompeter nach Jülich und ließ dem Spinola sagen, Montjoie befinde sich in den Händen der Spanier; er möge ihn nun des Dienstes entbinden.

Nach einigen Tagen kam der General selbst und ließ sich erzählen, wie die Einnahme der Festung vor sich gegangen. Jan präsentirte ihm die Kriegskasse, welche er den Holländern abgenommen und bat noch einmal um seine Entlassung.

Der General stellte ihm über seine letzte Heldenthat ein rühmliches Zeugniß aus und machte ihm aus der erbeuteten Kriegskasse ein erhebliches Geschenk. Jan bat, die Bürger von Montjoie möglichst mit Lasten zu verschonen, da sie zur Bezwingung des Feindes redlich mitgeholfen.

Das versprach Spinola und entließ ihn mit freund-

lichem Händedrucke. „Ziehe hin, mein Sohn," sagte er, „die Bahn des Ruhmes steht Dir offen. Wenn Du so tapfer bleibst, wie Du bisher gewesen, dann kann ich Dir eine glanzvolle Zukunft prophezeien."

Jan bestieg seinen Hengst und trabte von dannen, zunächst zu seinen Eltern, denen er das Geschenk aus der Kriegskasse überbringen wollte.

III.

Eines Tages kamen in dem Dorfe Büttchen die Leute verwundert vor die Thüren, denn vor dem hölzernen Thore in der Umhegung des Dorfes hielt ein Kriegsmann zu Pferde. Die Knaben eilten herbei, um ihm das Thor zu öffnen, denn sie wußten, daß für diese Gefälligkeit ein paar Heller für sie abfielen. Der Offizier, dessen glänzende Kleidung den Bauern großen Respekt einflößte, warf zu ihrer Verwunderung ein Silberstück unter die Knaben und sagte in der Mundart des Dorfes: „Theilt es unter euch, aber seid ehrlich."

Helmes, der frühere Schweinehirt, welcher jetzt in Büttchen ein verheiratheter Mann war, hatte den Reiter genau in's Auge gefaßt; jetzt sagte er zu den Umstehenden: „Das ist der Jan van Werth!"

„Sei doch nicht blödsinnig," gab ihm die Nachbarin zur Antwort; „siehst Du denn nicht den gewaltigen Schnauzbart unter seiner Nase!"

„Ja wohl, Frau Nachbarin, der Schnurritz ist ihm im Kriege gewachsen. Bei den Soldaten ist das einmal Mode! Er sitzt wahrhaftig wie gegossen zu Pferde,

und ich wette mein bestes Kalb gegen ein Küchlein, daß es der Hans ist."

Um zu beweisen, daß er sich auf Gesichter verstehe, trat er fest an den Reiter heran, reichte ihm die Hand auf das Pferd und sagte: „Guten Tag, Jan. Kommst Du auch einmal wieder zu uns?"

„Guten Tag, Helmes," antwortete Jan. „Ja, ich komme einmal nach Hause, um meine Eltern zu besuchen. Hoffentlich sind sie wohl."

„Wie die Fische im Wasser, Jan. Sie können Dich nicht genug preisen. Alle Tage gehen sie in die Kirche und beten für Dich, damit Dich der liebe Gott im Kriege beschütze."

„Ihr Gebet ist durch die Wolken gedrungen," sagte Jan, „denn bisher hat mich noch kein Säbel und keine Kugel getroffen."

Als die Leute sahen, wie er sich herabließ, kamen sie alle näher, und Jeder wollte eine Hand von ihm haben. Er plauderte freundlich mit Jedem, dann aber sagte er: „Nun laßt mich durch, denn es wird mir viel zu lang, bis ich zu meinen Eltern komme."

Im Galopp, daß der Federbusch auf seinem Hute und die Plümage auf dem Kopfe seines Pferdes im Winde wehten, sprengte er von dannen. Vor der Thüre seiner Eltern sprang er aus dem Sattel, warf einem Knaben die Zügel seines Pferdes zu und schritt mit klingenden Sporen die Treppe hinauf. Als er die Thüre öffnete, kam ihm die Mutter mit weitausgebreiteten Armen entgegen und rief in überströmender Freude: „Jan, mein Jan! So bist Du endlich wieder da, und wie ich sehe, heil und gesund. Gott, mein Gott, wie viel Angst habe ich um Dich ausgestanden! Aber nun

bist Du da, und wir wollen uns freuen, daß Du noch lebst!"

Jetzt eilte auch der Vater aus dem Garten herbei, und die Verwunderung fing von Neuem an. Es dauerte lange, bis die guten Leute ihre Aufregung bezähmen konnten. Endlich fiel der Mutter ein, daß Jan von dem langen Ritte gewiß hungrig sei. Sie eilte hinaus und backte einen Speckeierkuchen, der eine halbe Faust dick war. Sie pflegte sonst zu sparen, aber für den lieben Jungen war nichts zu gut, deßhalb gab sie das Beste her, was die Küche bot. Er war ja auch schuld daran, daß sie jetzt ohne Sorge leben und sich einen guten Tag anthun konnten.

Sie trug den fertigen Kuchen in das kleine Zimmer und sprach: „Nun eßt und laßt es euch wohlschmecken."

„Was Mutter gekocht hat, schmeckt immer am besten," sagte Jan und that dem schönen, gelben Kuchen alle Ehre an. Im Kriege hatte er es selten so gut gehabt; im Lager mußte man ja mit dem, was die Proviantkammer bot und was die Bauern zum Verkaufe brachten, verlieb nehmen, und in den eroberten Festungen war gewöhnlich Alles aufgezehrt.

In der ersten Freude des Wiedersehens hatten Vater und Mutter auf die Uniform nicht acht gegeben, sondern nur das liebe Antlitz des Sohnes angesehen. Jetzt aber fuhr der Vater plötzlich auf und rief: „Aber um's Himmelswillen, Jan, wie kommst Du denn in die Lieutenants-Uniform?"

Die Mutter klatschte vor Freude in die Hände und beschaute ihn von oben bis unten.

„Beim Sturm auf Jülich bin ich Unteroffizier geworden," antwortete Jan. „Gleich nachher kamen mir

Bedenken, ob es wohl gethan sei, als Deutscher bei einem Fremden in Dienst zu stehen, und ich mußte mir sagen, daß dieses nicht in der Ordnung sei, deßhalb kündigte ich dem General Spinola den Dienst. Ich hatte erwartet, er werde gewaltig aufbegehren und mich wie einen Abtrünnigen behandeln, aber weit gefehlt, meine Offenheit berührte ihn angenehm; er schenkte mir diesen kostbaren Ring als ein persönliches Andenken an ihn und fertigte mir ein Lieutenantspatent aus. Letzteres aber mußte ich mir erst durch die Einnahme von Montjoie verdienen; es ist mir Gott sei Dank geglückt; ich habe die Festung ohne großes Blutvergießen eingenommen."

In dem alten van Werth erwachte jetzt wieder der ritterliche Soldatengeist; er wollte eine genaue Beschreibung von den beiden Festungskämpfen haben. Seine Augen leuchteten, als Jan den Hergang mit feurigen Worten schilderte; jeden Augenblick fiel er mit einer Frage dazwischen und ruhte nicht, bis der kleinste Zwischenfall erledigt war.

„Nun kommt aber noch etwas," sagte Jan, indem er aus jeder Tasche einen schweren Beutel zog; „nach der Einnahme von Montjoie übergab ich dem General Spinola die erbeutete Kriegskasse und hier ist mein Antheil, den ich euch zum Geschenke mache."

Die Bänder lösend, leerte er die Beutel auf den Tisch. Es waren zwei ansehnliche Haufen von glänzenden Goldstücken. Vater und Mutter starrten die Goldhaufen schweigend an; endlich sprach die Mutter: „Nein Jan, das dürfen wir nicht nehmen; Du hast uns schon so viel geschenkt, daß es unverantwortlich wäre, noch mehr zu begehren. Wir haben unser Leben nicht kost-

spieliger eingerichtet, als früher; für Deine Geschenke aber haben wir Grundstücke angekauft. Was brauchen wir nun mehr? Wir können von unserer Hände Arbeit leben."

„Und mich ernährt der Krieg," sagte Jan; „mein Kaiser zahlt Alles, was ich bedarf. Nehmt es nur hin und seid gewiß, daß ich mich sonst nicht mehr freuen könnte."

Der Vater erhob sich, umarmte den Sohn und sprach: „Wir nehmen es, mein Junge. Seit wir durch Deine Güte in bessere Verhältnisse gekommen, hat sich in meiner Seele hundertmal der Wunsch geregt, anständiger zu wohnen und ein kleines Burghäuschen zu besitzen, welches zu meinem Adel paßt. In freien Stunden habe ich eine Zeichnung angefertigt und einen Kostenanschlag gemacht. Mit dem Gelde da können wir die Baukosten bestreiten und behalten noch etwas übrig."

Er öffnete einen Schrank und legte ihnen eine Zeichnung mit zwei bescheidenen Thürmen vor, dann zeigte er auf die einzelnen Gemächer und sprach: „Da ist die Küche mit dem großen Rauchfange, da das Wohngemach, hier unser Schlafzimmer und noch ein freies Gemach, welches später seine Bestimmung erhalten wird. Die obere Etage aber ist für Jan, wenn er uns besucht."

„Es ist ganz hübsch so," sagte Jan; „Du könntest es getrost größer bauen, denn ich werde euch stets meinen Ueberschuß nach Hause schicken, aber führe es nur so aus, später kann man noch immer ein paar Flügel anbauen."

Der Knabe, welcher draußen das Pferd hielt, war

in der Freude ganz vergessen worden. Jan's Mutter bemerkte es zuerst und brachte ihm ein großes Stück Kuchen heraus. „Armer Schelm," sagte sie, „wir plaudern da drinnen und denken an Dich gar nicht. Iß den Kuchen und führe das Pferd zu den Willerhöfen; sage dem Halfen, mein Sohn Jan lasse ihn bitten, es zu pflegen. Er wird selbst hinüberkommen und ihm Zahlung und Dank abstatten."

Der Knabe lachte mit dem ganzen Gesichte, als er den Kuchen sah, denn einen so leckern Schmaus hatte er in seinem Leben noch nicht gehalten. „Ich will ihn der Mutter bringen," dachte er, „und wir wollen ihn gemeinschaftlich verzehren," aber das Wasser lief ihm so sehr im Munde zusammen, daß er sich doch nicht enthalten konnte, ein Eckchen abzubeißen. Um indessen nicht länger in Versuchung zu sein, eilte er auf seine Wohnung zu. Der Mutter, welche in der Thüre stand, rief er zu: „Sieh' Mutter, das habe ich von Jan's Mutter geschenkt bekommen, weil ich das Pferd gehalten."

„Ein Speckeierkuchen," sagte sie mit einem dankbaren Blicke; „als ich noch Dienstmagd war, bekamen wir solche Kuchen in der Ernte; seit der Zeit aber habe ich keinen mehr gegessen. Ja, der Jan ist ein braver Sohn und verdient sich an seinen Eltern einen Stuhl im Himmel! Gieb nur her den Kuchen; ich will ihn aufheben, bis Du zurückkommst."

„Da, Mutter, aber nicht naschen," sagte er mit komischer Geberde und lief dann, so schnell er konnte, mit dem Pferde von dannen.

Auf den Willerhöfen hatte man schon von der Ankunft des Jan gehört; die Knechte drängten sich deßhalb bei der Ankunft des Pferdes vor die Thüre und

fragten, ob Jan selbst nicht komme. „Das glaube ich nicht,“ gab der Knabe zur Antwort, „denn er sitzt gerade beim Speckeierkuchen, und davon wird er doch sicher sobald nicht aufstehen; aber er läßt sagen, der Willerhalfen möchte doch sein Pferd ein wenig in Pflege nehmen. Da ist es, jetzt muß ich aber auch laufen.“

Er warf die Zügel einem der Knechte zu und eilte dann spornstreichs zurück, weil er der Mutter doch nicht ganz rückhaltslos traute.

Bei den van Werth's herrschte unterdessen die ungetrübteste Freude; die Alten konnten sich an ihrem Sohne nicht satt sehen, und der Vater wollte immer von Neuem die Geschichte der Eroberungen hören. Damit aber war der Faden der Erzählung noch nicht abgebrochen; sie planten jetzt die Zukunft, und der Vater schrieb dem Jan Empfehlungen an verschiedene bayerische Heerführer, mit denen er gut bekannt war. Lange hatte er sein Wappensiegel nicht mehr gebraucht, weil er sich wegen seiner Armuth schämte. Jetzt aber setzte er es mit Stolz unter den Brief und auf das Siegelwachs, denn er wußte wohl, welche Wunder ein Name thun kann, wenn er den richtigen Klang hat.

Als Alles durchgesprochen war, bat Jan den Vater, seine Sonntagskleider anzuziehen, denn er meinte, es sei doch schicklich, dem Herrn Pfarrer und dem Willerhalfen einen Besuch zu machen.

Zuerst ging es zum Herrn Pfarrer, denn der stand doch am höchsten und war den Leuten auch am liebsten. Es ging ihm wie den übrigen Bewohnern von Büttchen; er machte ein sehr verwundertes Gesicht und meinte, wenn der Jan in der kurzen Zeit schon Lieutenant geworden sei, dann könne man ihm eine glänzende Zukunft

voraussagen; übrigens solle er von seinen bisherigen Wegen nicht abweichen, sondern immer Gott vor Augen halten und brav bleiben.

Nachher gingen sie auch hinüber zum Willerhalfen, der einst Jan's Herr gewesen war. Derselbe kam jetzt demüthig und mit vielen Bücklingen herbei und complimentirte ihn in seine Stube, wo die Frau Halfen schon bereit stand, um ihn zu empfangen. Die Unterhaltung wollte im Anfange nicht recht vom Fleck, man wußte nicht, was man mit einander sprechen sollte. Jan aber brachte sie doch in Zug. „Halfen," sagte er, „daß ich nicht mehr Schweinehirt, sondern ein geachteter Soldat bin, das habe ich Euch zu danken."

„Wie so?" fragte der Halfen. „Ich habe doch wahrhaftig nichts dazu beigetragen."

„Doch Halfen, als ich zu Euch kam, da hieltet Ihr eine kurze Anrede an mich, und zwar des Inhalts, daß man sich nie mit halber Arbeit begnügen, sondern ganze machen müsse. Das habe ich mir gemerkt, Halfen, und immer darnach gehandelt. Ganze Arbeit, das ist seitdem mein Wahlspruch geworden und soll es auch in der Zukunft bleiben, denn ich stehe mich gut dabei und komme vorwärts. Also, lieber Halfen, verdanke ich Euch mein Fortkommen."

„Laß das gut sein, Jan, wenn das Zeug nicht in Dir säße, dann könnten alle Lehren nichts helfen. Ich habe manchen Enk gehabt, dem ich alle Tage Ermahnungen und Vorlesungen hielt, und der es doch zu nichts brachte; Du aber warst ein ganz perfekter Schweinehirt, und wer in einem Dinge tüchtig ist, der ist es in der Regel auch in andern."

Die Gevatterschaft des Halfen war auch gekommen,

um den Jan zu sehen, denn daß aus ihrem Dorfe ein Mensch Lieutenant werden konnte, das gehörte doch zu den unerhörtesten Merkwürdigkeiten.

Nachher ging Jan in den Pferdestall, um nach seinem Thiere zu sehen; da kamen alle Knechte und Mägde herbei. Die meisten blickten ihn nur verstohlen an und hatten nicht den Muth, ihn anzureden, aber Hans ging auf sie zu, reichte ihnen die Hand und sprach ganz in der alten Weise und auf Büttchener Platt mit ihnen. Das gewann ihm mit einem Schlage alle Herzen, und die Knechte begeisterten sich so für ihn, daß sie gleich mit in den Krieg hätten ziehen mögen.

Der Willerhalfen hätte gerne einen Schein von ihm gehabt, daß die feindlichen Soldaten sein Gehöfte nicht plündern dürften, aber so weit ging die Macht des Jan doch nicht. „Was der Krieg bringt, das muß man geduldig leiden," sagte er; „wenn es aber gar zu schlimm wird, dann ruft meinen Vater; der weiß mit Soldaten umzugehen."

Als er nach Hause zurückkehrte, hatte sich ein Vetter mit Namen Johann de Werth eingefunden, der, vom Kriegsglücke Jan's angezogen, um jeden Preis Soldat werden wollte.

„Wenn es Dein Ernst ist," sagte Jan, „dann kannst Du morgen mit mir nach Bayern abreisen, aber mache Dich auf Mühen und Entbehrungen gefaßt, denn ich sage Dir, kein Stand ist so arbeit- und gefahrvoll, als gerade der Soldatenstand; außerdem zieht man jeden Morgen sein Todtenhemd an und kann nicht wissen, ob man am Abend noch lebt."

Der Vetter aber ließ sich nicht abhalten, und so nahmen sie dann am folgenden Morgen in der Frühe

Abschied und ritten auf Bayern zu. Beide wurden den Fahnen Maximilian's eingereiht und mußten sich sofort auf den Marsch nach Prag begeben, wo eine große Schlacht mit den Böhmen bevorstand.

In eiligen Märschen ging das Heer nach Prag, wo sich der Churfürst von der Pfalz aufhielt, welcher sich dem Kaiser Ferdinand entgegen zum Könige von Böhmen aufgeworfen hatte. Am Sonntag den 8. November kam das bayerische Heer mit den andern Verbündeten an, und zwischen zwölf und ein Uhr begann die berühmte Schlacht am weißen Berge. Die Kanonen brüllten auf beiden Seiten, ein wahrer Hagel von Kugeln flog herüber und hinüber; anfangs drängten die Böhmen die Kaiserlichen zurück, und es hatte einen Augenblick den Anschein, als ob die Bayern und ihre Bundesgenossen unterliegen würden.

Das ärgerte dem Jan van Werth, und er sprach zu seinem Vetter: „Es wäre eine Schande für uns, wenn wir hier Fersengeld geben müßten. Machen wir unserm Namen Ehre und frisch in den Feind!"

Die beiden Niederländer gaben ihren Rossen die Sporen und sprengten in den festen Keil der Böhmen hinein. Mit ihren schweren Reiterschwertern mähten sie die ersten Feinde nieder und brachten eine Bresche in die Waffenmauer. Als dieses die Uebrigen sahen, sprengten sie ihnen nach, und bald entspann sich ein blutiger Kampf, der sich bald auf die Seite der Böhmen, bald auf die der Bayern neigte; aber sobald eine Schwankung eintrat, fuhr Jan wie ein Blitz in die Feinde.

Plötzlich gewannen die Böhmen die Oberhand und die Bayern flohen; da warf sich ihnen Jan mit blutigem Schwerte entgegen und rief mit donnernder Stimme:

„O haltet fest am Vaterlande und laßt euere Waffen nicht mit Schmach und Schande bedecken! Auf, folgt mir! Es ist besser, daß wir mit Ehren sterben, als mit Schande unser Leben retten.“

Diese Worte wirkten; das kleine Häuflein, welches er gesammelt hatte, brach von Neuem mit Löwenmuth in die Böhmen. Ihr Beispiel ermuthigte auch die Uebrigen, die Schlacht begann wieder auf allen Seiten, und sie war siegreich für die Bayern, der Feind floh von dannen und es wurden ihrer auf der Flucht Tausende erschlagen. Jan betheiligte sich nicht an der Verfolgung; er war nach dem Kampfe, der nur eine Stunde gewährt hatte, vom Pferde gesprungen und eilte nun über das Schlachtfeld, um nach seinem Vetter zu suchen, der während des Kampfes, von Schwertern durchbohrt, vom Pferde gesunken war. Nach langem Suchen fand er ihn unter einem Haufen von Leichen. Auf seinen Schultern trug er ihn unter die Mauern von Prag und sorgte dafür, daß ihm ein anständiges Begräbniß zu Theil wurde.

Es war ein Sieg, wie die Weltgeschichte nur wenige zu verzeichnen hat. Fünftausend Böhmen bedeckten das Schlachtfeld, fünftausend Gefangene, hundert Fahnen und die gesammte Artillerie befanden sich in den Händen der Sieger, während von diesen nur hundert Mann gefallen waren.

Friedrich von der Pfalz, der Scheinkönig, um welchen der Krieg entbrannte, saß beim Beginne der Schlacht zu Prag an der Tafel; er setzte sich zu Rosse, um an der Schlacht Theil zu nehmen, aber er fand das Thor verschlossen und konnte nur von den Mauern zusehen, wie seine Sache in so kurzer Zeit verloren ging.

Der Kaiser ließ ihn auffordern, die Krone von Böhmen niederzulegen, aber der Ehrgeizige wollte sich weder wehren, noch abdanken; er floh heimlich aus der Stadt, hoffend, daß ihm noch in der Folge ein Glücksstern leuchten könne. Prag aber mußte an die Bayern übergeben werden.

Beim Mahle der Generäle ließ Maximilian den Jan van Werth zu sich kommen, belobte ihn wegen seiner Tapferkeit und erhob ihn zum Range eines Oberstwachtmeisters.

„Die Freunde Friedrich's wollen ihm die Pfalz erhalten;" sagte Maximilian, „deßhalb werden Sie dorthin abgehen und sich unter die Fahnen des commandirenden Generals begeben. Damit es Ihnen nicht an Unterhalt und Bequemlichkeiten fehlt, nehmen Sie diesen Beutel mit Gold."

„Gold, wozu Gold," sprach Jan zu sich selbst, als er von Maximilian Abschied genommen. „Heute roth, morgen todt! Wenn mich der Feind erschlägt, nimmt er auch mein Gold. Ich thue also besser, es meinen Eltern zu schicken. Der Vater wird sich freuen, da er nun sein Edelhaus viel schöner bauen kann." Er begab sich in einen Gasthof, schrieb einen langen Brief an seinen Vater, schilderte ihm die Schlacht am weißen Berge und sein abermaliges Avancement. Dann packte er das Geld ein und übergab es der fahrenden Post, die es wohlbehalten nach Büttchen brachte.

Als er sich von Prag hinwegbegeben wollte, bekam er die Ordre, nicht nach der Pfalz, sondern nach Fleurus zu gehen, wo eine Schlacht mit den Franzosen in Aussicht stand. Gehorsam dem empfangenen Befehle machte er sich sofort auf den Weg und kam noch zeitig genug

in Fleurus an, um sich in der Schlacht als ein unerschrockener Haudegen auszuzeichnen und mit Ruhm zu bedecken.

Von Fleurus begab er sich in die Velau in den Niederlanden, wo er sich ebenfalls durch eine seltene Tapferkeit hervorthat und unter den Feinden großen Schaden anrichtete. Jetzt wurde er nach Heidelberg beordert. Auf dem Zuge dahin suchte er abermals seine Eltern auf und überhäufte sie mit Geschenken. Sein Vater war noch mit dem Bau des Edelhauses beschäftigt, aber er war von der ursprünglichen Kleinheit abgegangen und hatte es viel größer und würdiger angelegt.

Der Besuch durfte nur kurze Zeit dauern, denn der Befehl, sich in Eile nach Heidelberg zu verfügen, war gemessen. Nachdem er seine Eltern in die Arme geschlossen, eilte er wieder von dannen und holte die Versäumniß durch schnellen Ritt ein. Kaum auf dem Schlosse zu Heidelberg angekommen, mußte er mit dem Eynötischen Regimente einen Einfall in Ober- und Niederelsaß machen. Die Feinde hatten ihm mit großen Streitkräften den Weg verlegt, aber er hieb sich mannhaft durch und verrichtete Thaten, welche werth wären, ewig in Liedern fortzuleben. Nachdem er seine Aufgabe glänzend durchgeführt hatte, brachte er das Regiment nach Breisach und wurde zum Rittmeister ernannt.

Als sich hierauf der Krieg nach Süddeutschland hinzog, stieß Jan van Werth bei Landshut in freiem Felde auf elf feindliche Compagnien. Obschon er nur hundertzwanzig Pferde bei sich hatte, so zögerte er doch keinen Augenblick, den überlegenen Feind anzugreifen. Mit wilder Bravour sprengte er in denselben hinein,

warf ihn über den Haufen, nahm ihm die Standarten weg und schlug ihn, nachdem er ihrer Viele getödtet hatte, in die Flucht.

Der Ruf dieser neuen Heldenthat eilte ihm vorauf nach Nürnberg, wo der Kaiser gegen die Schweden im Felde lag. Er wurde sofort nach Wülzburg geschickt, um den Feind zu beobachten und ihm möglichst Abbruch zu thun. Hier verrichtete er wahre Wunder der Tapferkeit und vernichtete ganze feindliche Regimenter. Zwischen Nürnberg und Ansbach mußten sich ihm drei Regimenter ergeben; die Fahnen und Kanonen fielen ebenfalls in seine Hände.

Maximilian ernannte ihn sofort zum Obristen. Jan zeigte sich dankbar, denn zwischen Rothenburg und Colberg hob er ein nach Weißenburg bestimmtes Convoi auf und machte viele Gefangene. Aus jedem Strauß ging er siegreich und mit Beute beladen hervor. Sein Name war so gefürchtet, daß der Feind sofort floh, wenn er nur von seiner Annäherung hörte.

Merkwürdig und vielen Menschen unbegreiflich war es, wie er manchmal plötzlich und unvermuthet auf dem Schlachtfelde erschien, den Feind zu Paaren trieb, und dann ebenso urplötzlich wieder verschwunden war.

Im Jahre 1632 erhielt er ein selbständiges Commando, denn es wurde ihm die Huth von Bayern übertragen. In unglaublich kurzer Zeit machte er weite Wege und erschien plötzlich auf dem Kampfplatze, wenn man ihn weit weg dachte.

Der schwedische Obrist Speerreuter hatte die Umgebung von Augsburg heimgesucht und durch grausame Plünderung viel Beute gemacht. Mit zehn Reiterfähnlein und fünfzehnhundert Fußknechten lag er jetzt

zwischen Lech und Wertach. Jan van Werth hatte dieses kaum in Erfahrung gebracht, als er beschloß, den Beutemacher aufzuheben. Rasch sammelte er seine Leute und ritt mit der Schnelligkeit des Blitzes auf jene Gegend zu. In der Nähe angekommen, vertheilte er seine Mannschaften und unterrichtete sie so, daß sie zu gleicher Zeit über die sämmtlichen Dörfer herfallen sollten. Um zehn Uhr Abends, als die Schweden in süßem Schlafe lagen, stürzten sich Werth's Truppen gleichzeitig auf alle Dörfer und richteten ein furchtbares Blutbad an.

Speerreuter selbst hatte so wenig eine Ahnung von dem Ueberfalle, daß er um ein Haar in Gefangenschaft gefallen wäre. Nur durch die Dunkelheit gelang es ihm, derselben zu entgehen. Seine Mannschaften waren niedergehauen und in die Sümpfe gesprengt; nur ein paar Compagnien hielten sich auf dem Kirchhofe bereit und warteten auf den Befehl, in das Dorf einzurücken; aber ehe derselbe kam, war Jan van Werth mit seiner gewöhnlichen Blitzschnelligkeit verschwunden. Er hatte die Geschütze, das gesammte Gepäck und eine Menge Pferde mit fortgenommen.

Wüthend über diese Schmach, schwur Speerreuter dem Jan van Werth Rache und führte ihm im offenen Felde dreißig Compagnien entgegen, hoffend, daß sie dem Jan van Werth den Garaus machen würden. In der That hatte er eine Zeitlang die Oberhand, aber Jan nahm sich zusammen und schlug ihn dermaßen, daß er ihm neun Fahnen und alles Gepäck abnahm. Viele von den schwedischen Offizieren blieben im Kampfe.

Vierzehn Tage später machte er sich auf den Weg, um die Festung Eichstädt zu berennen und begann den

Sturm; da kam ihm die Nachricht zu, der schwedische Obrist Taupadel rücke heran, um der Festung beizustehen, der Schwede werde in Spalt übernachten. Da ließ er ein Häuflein der Seinigen vor der Festung liegen; er selbst aber überfiel den Obristen noch in derselben Nacht und machte seine Leute nieder oder zu Gefangenen. Nur dreizehn, die von der Mauer herabsprangen, konnten sich retten. Die Feinde zogen nun mit gewaltiger Uebermacht gegen ihn heran, aber er schlug ein Regiment nach dem andern und war in seinen Bewegungen so blitzschnell, daß sie des Glaubens waren, er habe ein Bündniß mit dem Teufel.

Alle diese kühnen Thaten brachten ihm den Rang eines Generalwachtmeisters ein. Im Jahre 1634 belagerte er Straubing und ritt nach fünf Tagen triumphirend in die Festung ein. Jetzt bekam er den Auftrag, die Pfalz zu beobachten und die Angreifer fern zu halten. Es ist erstaunlich und fast unglaublich, mit welcher unbegreiflichen Schnelligkeit er in den Nächten weite Reisen zurücklegte und sich am folgenden Morgen wieder an einer andern bedrängten Stelle befand. Man begriff es in der That nicht; es hatte den Anschein, als ob er, wie der schnellste Vogel durch die Lüfte fliegen und wieder zurückkehren könne. Die Schweden und die mit ihnen verbündeten Mächte scheuten ihn aber auch mehr, als den leibhaftigen Satan, und wenn er ihnen entgegentrat, dann gaben sie schon von vorn herein die Schlacht verloren. Einmal schlich er sich mitten zwischen die beiden schwedischen Armeen, erschlug der Fremdlinge sechshundert und nahm eine von ihnen besetzte Festung hinweg. Das war ein Streich, der von Allen bewundert wurde und ihm für immer die Gunst des Kaisers

erwarb. Bei der Belagerung von Nördlingen bekam er die Aufgabe, mit neun Regimentern deutscher Reiter, Kroaten und Ungarn Franken zu durchstreifen, um jeden feindlichen Zuzug zu hindern. Prächtig gelang ihm die Aufgabe; mit seiner gewohnten Schnelligkeit tauchte er bald hier, bald dort auf und war am 6. September, dem Tage der Entscheidung, wieder vor Nördlingen. Mit dem Herzoge von Lothringen in Gemeinschaft befehligte er den rechten Flügel.

Lange schwankte der Sieg hin und her, bis der schwedische General Horn sich endlich genöthigt sah, sich zurückzuziehen. Er würde es auch in bester Ordnung bewerkstelligt haben, aber Jan van Werth und der Herzog von Lothringen warfen sich auf seine Regimenter und jagten sie in die Flucht. Jan van Werth nahm den General Horn gefangen und erbeutete fünfundsiebzig Fahnen. Die Entkommenen verfolgte er nach dem Rheine und erhielt auf diesem Wege seine Ernennung als General-Feldmarschall. Unaufhörlich jagte er die Fliehenden vor sich her.

Im Schlosse und der Stadt Heidelberg lag schwedische Besatzung. Jan van Werth wollte sie nicht darin dulden und begann sogleich den Angriff. Trotz der vortrefflichen Lage und der starken Befestigung hätte er sie mit Bravour bezwungen, wenn sich die Schweden nicht so tief erniedrigt hätten, heimlich die Franzosen herbeizulocken. Zwölftausend Mann, von den Schweden geleitet, schlichen sich auf versteckten Wegen herbei, und Jan war von allen Seiten eingeschlossen, ehe er auch nur die mindeste Nachricht über die Absicht und Ankunft der Franzosen erhalten hatte. Er war also jetzt selbst belagert und zwar von einem weit überlegenen Heere.

Sein Name war aber auch bei den Franzosen so gefürchtet, daß sie ihm nichts in den Weg legten, sondern ihn unbehelligt abziehen ließen.

Im Winter treffen wir ihn vor Speier, wo er mit seinem Heere über den gefrornen Rheinstrom ging und die Stadt nahm. In demselben Winter flickte er auch den Franzosen am Zeuge und nahm ihnen acht Stück Geschütze. Die Franzosen waren ihm verhaßt, weil sie sich um deutsche Angelegenheiten bekümmerten, und er nahm sich fest vor, ihnen auf die Finger zu klopfen, wo er nur konnte. Im März 1635 mußte er in Wien den Berathungen über die Fortsetzung des Krieges beiwohnen. Kaum aber war er entlassen, so eilte er auf Windesflügeln dem Rheine zu. Auf Wegen, welche man für Reiter unmöglich hielt, überfiel er den französischen Marschall La Force und richtete seine beiden Regimenter zu Grunde. In diesem Kriege eroberte er siebenunddreißig Standarten.

Im folgenden Winter fiel er mit siebzig Fähnlein über die schneebedeckten Gipfel der Vogesen in Lothringen ein und nöthigte die Franzosen, sich hinter die Verschanzungen von Epinal zurückzuziehen. Das gab einen solchen Alarm in Frankreich, daß der König selbst sich mit fünftausend Mann auf den Weg machte, um den Gefürchteten zurückzuschlagen.

Bei dieser Nachricht konnte sich Jan eines freudigen Lächelns nicht erwehren, denn er nahm sich vor, es ihm zu machen, wie er es so manchem hohen Haupte gethan. Er wollte ihn aufheben und ihn seinem Kaiser senden.

IV.

Alle, welche die Bravourstücke Jan van Werth's kannten, warnten den König sehr eindringlich und gaben ihm den Rath, sich wieder nach Paris zu begeben, denn der kühne Reitergeneral mache sich aus einem Könige nicht mehr, als aus einem Lastträger.

Der König war vernünftig genug, diesen Rathschlägen Folge zu leisten; er verduftete in stiller Nacht. Die übrigen Franzosen folgten ihm; aber Jan hatte durchaus nicht die Absicht, sie entkommen zu lassen. Sofort machte er sich auf die Verfolgung und eroberte bei Dieuze nach einem tüchtigen Siege zweiundzwanzig Fahnen und fünfzehnhundert Pferde. Einen großen Theil der Fliehenden stieß er in die Maas.

Als die Franzosen davon hörten, und der Ruf des außerordentlichen Mannes durch ganz Frankreich ging, bemächtigte sich ihrer eine große Besorgniß und sie begannen, zu überlegen, ob sie nicht wohl thäten, diesen furchtbaren Feind für sich zu gewinnen. Sie boten ihm Ehrenstellen, Commando's und Geld, wann er zu ihnen übertreten wolle. Er ließ sie ihre Anträge sich immer steigern, aber er dachte im Entferntesten nicht daran,

seinen Kaiser zu verlassen, sondern nahm ihnen einen Convoi mit fünfzehnhundert Wagen weg und erbeutete außerdem zwanzigtausend Doublonen.

„Ah, meine Eltern werden ein hübsches Geld bekommen," lächelte er. „Nun, es wird den Franzosen nicht sonderlich wehe thun, denn sie sind zehnmal reicher, als wir."

Er war nur darauf bedacht, den Krieg, welchen die Franzosen so ohne allen Grund begangen, in das Herz ihres Landes zu tragen.

Bei Maaseick ging er über die Maas; dort wurde er von etwa zweihundert Bauern empfangen, die ihn zurücktreiben sollten; sie büßten ihre Kühnheit mit dem Leben. Jan wandte sich nun gegen Lüttich, denn diese kaiserliche Stadt hielt es mit den Franzosen. Als er sich vor den Mauern gelagert hatte, forderte er sie auf, wieder im Gehorsame zum Kaiser zurückkehren.

Der französisch-gesinnte Bürgermeister der Stadt wollte nichts davon wissen; da erregten die deutschgesinnten Einwohner einen Aufstand, erschienen vor dem Rathhause und forderten unter großem Tumulte, daß man dem Kaiser Treue halten solle.

Der Bürgermeister ließ mit Pulver und Blei unter sie schießen und die Franzosen hoch leben. Die Deutschgesinnten fanden eine solche Hinneigung zu einer gänzlich fremden Macht schimpflich und wollten sich ein so unpatriotisches Stadtregiment nicht gefallen lassen; sie eilten in die Kirchen, läuteten die Sturmglocken und erregten einen Tumult, der sich durch alle Straßen der Stadt fortpflanzte. Sie mußten aber der französischen Partei unterliegen und sich aus der Stadt flüchten, wenn sie nicht schwere Rache erdulden wollten.

Jan van Werth schritt nun zur Belagerung der Stadt; er hatte die Absicht, sie auszuhungern, aber es dauerte ihm viel zu lange, bis er dieses Ziel erreichte, deßhalb entschloß er sich, die Belagerung aufzuheben und sich direkt gegen die Franzosen zu wenden.

Die Aufhebung fand am 26. Juni 1636 statt. Sobald nichts mehr zu fürchten war, ließen die Bürger ihrer Freude freien Lauf; die sämmtlichen Glocken der Stadt wurden geläutet, in allen Kirchen Dankgebete gehalten; auf den Kopf des Jan van Werth aber setzte man einen Preis von tausend Thalern. Als Jan davon hörte, lachte er herzlich, denn er meinte, es hätte sich nur einer den Preis verdienen sollen, als er nahe bei ihnen war.

Sein Marsch ging jetzt auf Frankreich los, und er brach in die Piccardie ein, wo er Schlacht auf Schlacht gewann und eine große Menge von Fahnen erbeutete. Wenn er sich einer Festung näherte, brachten ihm die Bürger in der Regel die Schlüssel ohne Kampf entgegen, so groß war die Furcht vor seinen Namen. Die deutschen Reiter schweiften von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und da sie überall Erfolge hatten, so zitterte der Hof, so zitterte die große Hauptstadt Paris. Hier war er so gefürchtet, daß man mit seinem Namen die Kinder schreckte, wenn sie nicht artig waren. Hätte Jan seinem eigenen Willen folgen können, so wäre er direkt nach Paris marschirt, und wahrlich, bei der herrschenden Bestürzung wäre ihm der Sieg gelungen.

Leider war zu diesem Zuge der Kaiser nicht zu bewegen, und so gewann der König von Frankreich Zeit, ein Heer von fünfzigtausend Mann zu sammeln; aber selbst diese große, ihm so weit überlegene Macht konnte

nichts gegen ihn ausrichten. Der französische General Degenfeld lag mit sechs Regimentern zu Montigny, Jan van Werth campirte in einer Entfernung von vier Stunden; als er von der Nähe des französischen Generals unterrichtet wurde, brach er auf, um denselben zu überrumpeln, legte im Fluge die vier Stunden zurück und fiel Abends um zehn Uhr in Montigny ein. Die Franzosen wurden seine Nähe erst gewahr, als an vier Stellen zugleich Feuer ausbrach und die deutschen Reiter beleuchtete. Alles, was in Montigny war, wurde getödtet oder gefangen genommen. Die Pferde und die Bagage fielen in die Hände der Sieger; General Degenfeld entkam nur durch die schleunigste Flucht.

Sobald sich das Gerücht von diesem Unfalle im Lager von Corbin verbreitet hatte, saßen die sämmtlichen Reiter auf, um den jungen General aufzuheben und als Kriegsgefangenen zu behandeln; aber Jan hatte dieses vorausgesetzt und sich schnell aus dem Staube gemacht. Sein rasches Kommen und Entkommen wurde in ganz Frankreich besprochen und angestaunt. Man hielt allgemein dafür, er stehe im Bunde mit dem Teufel; es soll vorgekommen sein, daß selbst alte ergraute Soldaten bei Nennung seines Namens aus Furcht davon liefen.

Leider konnte er nichts Erhebliches mehr thun, deßhalb zog er sein Heer vom französischen Boden zurück, damit es sich im Moselthale erhole. Um diese Zeit soll er von den Schlachtfeldern nach Köln gekommen sein. Die Sage erzählt, der so berühmt gewordene General sei vom Magistrate und der Bevölkerung mit großen Ehren in die Stadt geleitet worden. Der Weg führte an einer Ecke vorbei, wo eine Frau aus dem

Volke an einem Feuer saß, über welchem sie Kastanien röstete, die sie den Kindern verkaufte.

Der stattliche Reitergeneral hielt sein reich geschirrtes Roß an, denn er glaubte, das Weib zu erkennen. Ja, ja, es war die Köchin aus dem Gasthofe, in dem er früher Hausknecht gewesen war. Dicht an sie heranreitend, neigte er sich vom Pferde herab und flüsterte in kölnischer Mundordnung: „Grieth, wä et hätt' gedoen."

Die Frau hielt die Hand über die Augen, und sie erkannte ihn sogleich wieder. Schlagfertig gab sie zur Antwort: „Jan, wä et hätt' gewoßt."

Sie mochte wohl im Stillen den Gedanken anfügen: „Warum nicht jetzt noch?" Aber dazu sah der berühmte General doch eigentlich etwas zu vornehm aus. Sie hütete sich, ihre Gedanken laut werden zu lassen, weil sie den Spott fürchtete. Jan aber kehrte sich nicht weiter an sie, sondern ritt mit seinen Begleitern zum Rathhause, wo er mit Ehren überhäuft wurde.

Die Hauptangelegenheit, welche ihn nach Köln führte, war seine Vermählung mit der Gräfin Spaur. Mitten in den Freuden der Hochzeit bekam er die Nachricht, daß Melander heranziehe, um die ausgehungerte Festung Ehrenbreitstein mit Proviant zu versorgen. Da nahm er Abschied von seiner Frau, schwang sich in den Sattel, ließ sich gegen elf Uhr Abends (28. Januar) das Stadtthor öffnen und sprengte in Begleitung von ungefähr achtzig Pferden rheinaufwärts. Bei Engers ließ er seine Truppen über den Rhein gehen und schickte fliegende Boten nach Montabaur und in den Westerwald, wo seine Reiter zerstreut auf den Dörfern umherlagen. Alles ging mit der Blitzgeschwindigkeit, die wir an Jan

van Werth schon kennen, und die im ganzen Lande sprichwörtlich geworden war.

Ehe die Hessen und Holländer bei der Festung ankamen, um den darin liegenden Franzosen Nahrung zu bringen, stand Jan van Werth schon ganz in ihrer Nähe. Die Anrückenden hatten so wenig Ahnung davon, daß sie auf dem Marsche schon Victoria schrieen, aber das wurde ihnen stark verleidet, denn Jan's Reiter fielen wie ein Wettersturm über sie her und zersprengten sie; viele wurden auch getödtet und gefangen. Die Franzosen auf dem Ehrenbreitstein, welche auf eine reiche Zufuhr gerechnet hatten, erhielten keine andere Nahrung als fünfzehn zersprengte Pferde, die auch gleich geschlachtet und in Salz gelegt wurden.

Nach dem glücklichen Siege, begann van Werth die Festung zu blockiren und die Laufgräben aufzuwerfen. Der Besatzung ging es indessen recht erbärmlich, denn sie hatten fast gar keinen Proviant mehr; alle Briefe, welche sie nach Frankreich und andern Orten schrieben, brachten weder Entsatz noch Nahrungsmittel, deßhalb starb ein großer Theil der Besatzung vor Hunger. Die Ueberlebenden schlachteten nach und nach hundert Pferde, sechzig Esel, achtzig Hunde, Katzen und Ratten so viel sie bekommen konnten. Endlich hatten sie auch diese ekelhafte Speise nicht mehr und mußten die Festung übergeben. Es waren nur hundertsechzig Mann übrig geblieben, die nach der Uebergabe auf einem Schiffe den Rhein hinabfuhren bis nach Holland.

Als Jan van Werth mit seinen Leuten auf dem Ehrenbreitstein einrückte, fand sich nicht die geringste Nahrung mehr vor, doch war die Festung noch gut mit Geschützen und Kriegsproviant versehen. Alle Räume

aber lagen voll Leichen. Sie wurden schleunigst beerdigt, weil sie weit und breit die Luft mit ihrem pestilenzialischen Gestanke erfüllten.

Während der Belagerung hatte der tapfere Reitergeneral noch Gelegenheit gefunden, glückliche Streifzüge nach Hessen zu machen und den Feinden manchen empfindlichen Schlag beizubringen. Kaum war die Festung in seinen Händen, so zog er mit seinen Reitern nach Hanau, um dasselbe dem Schotten Ramsey zu entreißen. Im Sturmschritte nahm er Seligenstadt und eröffnete Anfangs Juli 1637 die Blockade von Hanau; in wenigen Tagen würde er die Stadt genommen haben, aber es kam ihm vom Churfürsten von Bayern der Befehl zu, sofort aufzubrechen und den Breisgau zu schützen. Hier wurde er gegen überlegene Kräfte in's Feuer geschickt und verrichtete Wunder der Tapferkeit. Bei Markolsheim traf ihn eine Pistolenkugel, welche unter dem Ohr in die Backe ging und im Kopfe stecken blieb. Er achtete nicht darauf, sondern blieb im Gefechte. Diese Mißachtung seiner selbst rächte sich später empfindlich.

Es ist im höchsten Grade zu verwundern, daß Jan solche Thaten verrichtete, denn seit zwei Jahren stand er mit seinen Reitern unabläßig vor dem Feinde, und doch fehlte es seinen Leuten an Kleidung, Nahrung und Sold. Fortwährend an seiner Schußwunde leidend, gab er sich dennoch keine Ruhe. Am 31. Oktober begab er sich nach Breisach. Kaum war er angelangt, so saß er mit seiner Leibcompagnie ab, und ohne das zurückgebliebene Fußvolk abzuwarten, ging er über die Brücke und griff im Fluge die vorderste Schanze an, in welcher dreihundert Franzosen, seine Todfeinde lagen. Sie begaben sich sofort auf die Flucht. Ebenso erging

es mit den nächsten beiden Redouten, die er ebenso unerschrocken angriff. Ein Theil der Flüchtigen warf sich in das starke vierte Werk, so daß Jan van Werth genöthigt war, dasselbe zu beschießen. Nur wenige entrannen seinem Schwerte; die Insel und der Brückenkopf wurden genommen. Im Sturmschritte nahm er auch noch die übrigen Befestigungen und befreite den Rhein bis hinauf nach Basel von den Feinden.

Nachdem er alle diese Dinge zur größten Verwunderung der Welt vollbracht hatte, ging er nach München, um sich dem Churfürsten vorzustellen und ihm über Alles Bericht zu erstatten; von dort begab er sich nach Augsburg, um sich von dem berühmten Wundarzte Marian die noch unter dem Ohre steckende Kugel ausziehen zu lassen.

Die Operation gelang, aber ehe er geheilt war, mußte er wieder in's Feld; bei Lauffenburg kam es zur Schlacht, in welcher er mit dem Grafen von Nassau Pistolenschüsse wechselte. Eine Kugel ging ihm durch den Hut, aber die Schlacht wurde gewonnen. Bald nachher wurden er und die Seinigen von Herzog Bernhard umzingelt. Durch das Verschulden Anderer wurde er nach hoffnungsloser Gegenwehr gefangen genommen und dem Herzog Bernhard vorgeführt. Dieser empfing den Helden mit höhnenden Worten und that ihm die Schmach an, ihn seinen Todfeinden, den Franzosen, auszuliefern. Obschon seine Gemahlin sich dringend für ihn verwendete und sich bemühte, diese Schmach von ihm abzuwenden, es half nicht.

Am 7. Mai 1638 mußte er die Reise nach Paris antreten. Er war so gefürchtet, daß man siebenhundertfünfzig Musketiere zu seinem Transporte aufbot. Diese

Reise, die er als Gefangener machen mußte, wurde für ihn zu einem wahren Triumphzuge, auch in Frankreich selbst. Von den entlegensten Ortschaften strömten die Leute zu Tausenden zusammen, um den gefürchteten Reitergeneral zu sehen, der in ganz Frankreich so lange ein Gegenstand des Schreckens und der Bewunderung gewesen war.

Selbst das französische Ministerium bewunderte ihn, und, in der Anerkennung seiner wunderbaren Tapferkeit, erließ es einen Befehl, ihn in allen Städten mit der größten Auszeichnung zu empfangen. Der Maire und die Schöffen mußten ihm seine Aufwartung machen und ihn am Thore in Empfang nehmen, während die Commandeure angewiesen waren, ihn gastfreundlich zu bewirthen.

In Paris hatte man auf seine Gefangennahme Lieder gedichtet, welche auf allen Straßen gesungen wurden, aber noch immer verbreitete er Schrecken und Verwunderung um sich; man staunte ihn wie ein höheres Wesen an. Niemals war ein Gefangener mit einer solchen Auszeichnung aufgenommen worden; der König von Frankreich selbst konnte sich nicht rühmen, jemals so angestaunt worden zu sein.

Da man allgemein fürchtete, er werde ihnen auf eine unerklärliche Weise unter den Händen verschwinden, so brachte man, sobald die Pariser Bevölkerung sich an seinem Anblicke gelabt hatte, in ein sicheres Verwahrsam, in die Zwingburg Vincennes.

Die Vorsicht, welche man anwandte, um sich seiner zu versichern, empfand er mit tiefer Kränkung. „Wozu diese eisenvergitterten Fenster?“ sagte er. „Wenn ein deutscher Reitergeneral sein Wort gegeben, braucht man

ihn nicht einzuschließen, sondern kann ihn frei umherwandern lassen."

Die Pariser aber fürchteten die List und Schnelligkeit des Helden zu sehr, um ihm diese Wohlthat zu erweisen.

Das ärgerte ihn mehr, als er aussprechen konnte. Eines Tages, als er vor dem vergitterten Fenster stand, kam der Zorn so sehr über ihn, daß er mit seinen kräftigen Fäusten das Gitter anfaßte und aus den Fugen rüttelte. Unbekümmert um die Gefahr sprang er vom zweiten Stockwerke hinab, ohne sich zu verletzen, und es fehlte wenig, so hätte er die Freiheit errungen.

Eine große Schaar von Wächtern eilte herbei, um ihn zu binden, aber er warf sie alle über den Haufen und sprach: „Ihr bereitet mir eine schimpfliche Gefangenschaft. Es ziemt sich nicht, daß man einen tapfern General wie einen Verbrecher einsperrt. Er muß freien Vergang haben und sich nach Belieben in der Stadt bewegen können."

„Gieb uns Dein Ehrenwort, daß Du nicht entfliehst," sagten sie.

„Ihr habt es," gab er zur Antwort.

Von jetzt an genoß er die Freiheit, sich in dem großen Paris nach Herzenslust zu bewegen, aber zu seinem größten Verdrusse wurde er stets von einer starken Wache begleitet, wenn er ausging. Er durfte jetzt nach Belieben Besuche annehmen, und es wurde für ihn und seine Mitgefangenen stets eine prächtige Tafel gehalten.

Alle vornehmen Leute, und besonders die Damen von Paris wollten den Mann sehen, welcher die Welt mit seinem Heldenruhme erfüllt hatte, und so kam es,

daß er keinen Tag ohne Visiten war, was ihm besonders bei der Tafel sehr lästig fiel.

Sie vergötterten ihn förmlich und fanden, daß sein feiner Anstand in nichts den gebildeten Franzosen nachstand. Es wurde förmlich Mode, von ihm in den ehrendsten Ausdrücken zu reden und seine feinen Manieren nachzuahmen.

Eines Tages hielt er es für geboten, dem Könige von Frankreich einen Besuch zu machen. Dieser nahm ihn mit hoher Achtung auf und behandelte ihn mit solcher Auszeichnung, daß die Großen des Reiches darin eine Aufforderung erblickten, dem Beispiele des Königs zu folgen.

Von dieser Stunde an wollte Jeder ihm ein Fest geben. Die Großen des Hofes wetteiferten förmlich mit einander, sich zu seiner Ehre zu überbieten. Bankette, Schauspiele, Ballette drängten sich einander, und seine Wirthe konnten nicht Worte und Ehren genug finden, um ihre Achtung zu beweisen.

Das Volk konnte ihm allerdings keine Feste geben, aber es beschäftigte sich in einem noch höheren Maße mit ihm. Es gab keine Schenke, in welcher seine Heldenthaten nicht besprochen wurden, keine Straße in ganz Paris, die nicht von den zu seiner Ehre gedichteten Liedern erklang.

Jan hatte geglaubt, daß er seiner Gefangenschaft durch Auswechselung mit irgend einer andern hohen Person bald werde erledigt werden, aber die Franzosen fürchteten sein Feldherrentalent zu sehr. Selbst der König konnte gegen diese Ansicht nicht durchdringen. Er hatte gewünscht, daß Jan gegen den, in deutscher Gefangenschaft sich befindlichen schwedischen General

Horn ausgewechselt werde, aber Richelieu und die übrigen Minister waren der Ansicht, daß Jan van Werth ihnen in der Freiheit unendlich viel mehr Schaden, als Horn Nutzen bringen werde, und so zogen sich die Unterhandlungen immer in die Länge. Auch in München gab es unter den maßgebenden Persönlichkeiten viele, welche ihn lieber in Paris, als in Deutschland sahen, denn sie wußten wohl, daß er sie bei seiner Rückkehr alle verdunkeln werde.

Gegen Ende des Jahres 1640 sagte ihm der König, er solle sich nach Nancy begeben, wo seine Auswechselung stattfinden werde. Er beurlaubte sich nun vom Könige und machte Abschiedsbesuche. Eine Menge neuer Einladungen hielten ihn noch bis zum 18. Januar 1641 zurück, dann wurde er unter starker Bedeckung nach Nancy gebracht. Seine Hoffnung auf baldige Auslösung ging nicht in Erfüllung; auf beiden Seiten suchte man aus Furcht und Neid allerlei Hindernisse, und dieses dauerte so lange, bis man in Deutschland merkte, daß der Krieg ohne ihn nicht voranging.

Erst am 24. März 1642, nachdem er vier volle Jahre in der Gefangenschaft zugebracht hatte, wurde ihm endlich bedeutet, daß er nun abreisen könne. Von hundert Reitern und zwei Rittmeistern begleitet, wurde er nach Dinglingen geführt. Auf der steinernen Brücke über die Schutter traf er mit dem Schweden Horn zusammen, der ebenfalls von hundert Reitern geführt wurde. Nachdem die Auswechselung vollzogen war, unterhielten sich die beiden Generäle freundlich, aßen und tranken zusammen und nahmen dann Abschied von einander.

Jan van Werth eilte nach München; der Erzherzog ernannte ihn zum Generallieutenant, und im Sommer ging er mit einer stattlichen Kriegsschaar nach Köln, wo

ihn der Churfürst Ferdinand freundlich aufnahm. Hier sah er auch nach langer Zeit seine Gattin wieder. Zu Hunderten kam das Landvolk in die Stadt. Wenn er sich in den Straßen zeigte, fiel es vor ihm nieder und flehte ihn an, das fremde Kriegsvolk zu vertreiben.

Er versprach es und hoffte, in vierzehn Tagen damit fertig zu werden, aber als er nach Zons in das Lager kam, fand er unter den Offizieren und der Mannschaft ein unbeschreibliches Elend. Zweitausend Reiter und Dragoner waren ohne Pferde, der Feind aber war ihm an Zahl weit überlegen, war mit Pferden und Waffen versehen und hatte Geld im Ueberflusse.

Obschon er nicht aufhörte, beim Churfürsten und beim Kaiser wahrhaft begründete Klagen über diesen Zustand zu führen, so blieb er doch keineswegs unthätig, sondern ließ sich fortwährend in Scharmützel ein und nahm den Franzosen schon bald fünfzehnhundert Pferde ab.

Am 26. September machte er einen Streifzug in die Nähe seiner Heimath, nämlich nach Liedberg. Kühn nahm er das Schloß und das von dem französischen General Guébriant angelegte Magazin. Man kann sich das Frohlocken der Bauern denken, als sie es mit ansehen durften, wie ihr berühmter Landsmann den Franzosen am Zeuge flickte. Am folgenden Tage versuchte er, die Franzosen in ihrem Marsche zum Lager des Prinzen von Oranien zu überfallen; aber es kamen ihm plötzlich vier Regimenter auf den Hals, die er nicht in die Berechnung gezogen. In dem jetzt entstehenden verzweifelten Gefechte wurde er vom Pferde geworfen und wäre zum zweiten Male gefangen genommen worden, wenn nicht der Dragonerobrist Wolf ihn gerettet hätte. Aber weit entfernt, sich zurückzuziehen, warf er sich mit seinen

Leuten zum zweiten Male auf den Feind. Auch diesesmal kam er im scharfen Handgemenge auf den Boden, auf dem er besinnungslos liegen blieb. Ein Getreuer hob ihn auf und trug ihn durch eine Fuhrt auf das andere Ufer der Niers. Guébriant konnte nun ungestört seinen Marsch gegen Wesel fortsetzen.

Jan van Werth erholte sich von seiner Betäubung und unternahm es, die Hessen und Weimarer aus Uerdingen, Linn, Neuß, Kempen und Düren zu vertreiben. Gerne wäre er noch länger in der theuern Heimath und der Nähe der Eltern geblieben, aber als er seine Aufgabe fast gelöst hatte, wurde er von seinem Churfürsten nach Franken berufen. Unter Gefahren aller Art verfolgte er mit nur zweitausend Reitern die Franzosen und trieb sie lange Zeit vor sich her. Bei Reutlingen, wo er die Nachhut schlagen wollte, verirrte er sich in dunkler Nacht und kam nach Osterdingen, wo die feindlichen Regimenter Wittgenstein und Kanowski lagen. Sogleich war er entschlossen, sie anzugreifen. Ohne sich einen Augenblick Ruhe zu geben, warf er die Außenposten und stürmte das Dorf. Aus dem Schlafe aufgeschreckt, bemerkten die Soldaten die Flammen der brennenden Häuser. Sie setzten sich allerdings zur Wehre, aber Jan überwältigte sie, und ehe Guétbriant zur Hülfe herbeikam, war er auf und davon und hatte achthundert Pferde, zwei Standarten und das Gepäck der Wittgensteiner erbeutet.

Gleich darauf griff er bei Hemmendorf drei andere Regimenter an. Sie waren frühzeitig gewarnt und setzten sich mannhaft zur Wehre. Jan's Tapferkeit aber machte ihre Gegenwehr zu Schanden; fast das gesammte Fußvolk wurde niedergehauen; die Uebrigen flohen Hals

über Kopf zum Hauptheere und ließen das sämmtliche Gepäck in den Händen des Siegers.

Jan van Werth war unterdessen zum General der gesammten Reiterei ernannt worden. Guébriant hatte sich der Feste Rottweil zugewandt und war im Begriffe, sie zu stürmen, als Jan mit seiner Reiterei heranbrauste und die Aufhebung der Belagerung erzwang. Guébriant wollte nun Rastatt nehmen, aber Jan, welcher seine Absicht dnrchschaute, kam ihm auf kaum passirbaren Wegen zuvor und hielt schon zwölf Stunden vor der Festung als seine Vorhut ankam. Die Franzosen mußten sich nun in's Elsaß begeben.

Hier sammelte Guébriant ein Heer von zwanzigtausend Mann und ging Anfangs November über den Rhein. Drei Regimenter marschirten unter Reinhold von Rosen in sieben Tagen nach Geislingen; hier aber wurden sie von Spork, dem waghalsigen Schüler des Jan van Werth, überfallen und fast gänzlich aufgerieben. Guébriant hatte unterdessen von Rottweil die Laufgräben eröffnet; die Festung wurde genommen, der General aber so schwer verwundet, daß er schon am 19. November seinen Geist aufgab.

Am 24. November lagen die Franzosen, sechzehntausend Mann stark, bei Tuttlingen. Jan van Werth hatte es kaum vernommen, als er den Entschluß faßte, sie anzugreifen. Auf fast ungangbaren Wegen kam er daselbst mit einer kleinen Schaar an; sogleich ging er zum Angriff über und nahm gleich im ersten Anprall das Geschütz und die dazu gehörigen Pulverwagen, während die übrige Mannschaft des Feindes sich im Orte ausruhte.

Um sie herbeizulocken, ließ Jan van Werth einige

Kanonen abschießen. Sogleich verließen die Franzosen ihre Quartiere, um zu sehen, was es gäbe. Wie vom Blitze gerührt, blieben sie stehen, als sie sahen, daß ihr sämmtliches Geschütz sich in den Händen des so unvermuthet erschienenen Feindes befand.

Jan van Werth forderte den Commandirenden zur Uebergabe der Stadt auf; obschon sie beim Mangel allen Geschützes an einen ernstlichen Widerstand nicht denken konnten, so wurde die Uebergabe doch verweigert. Gegen Abend erschien vor der Stadt Ersatz, verschwand aber bald wieder, da sich im Laufe des Nachmittags die ganze bayerische Armee bei Jan van Werth versammelt hatte, welche Tuttlingen ganz umzingelte.

Als Jan sich überzeugt hatte, daß die Franzosen nicht entrinnen konnten, übertrug er die noch leichte Arbeit einem Untergebenen, warf sich auf das Pferd und ritt mit zweitausend Reitern nach Möhringen, wo zehn französische Regimenter standen, die auf einen Angriff vorbereitet und eingerichtet waren.

Jan schlug sie blutig in das Städtchen zurück und griff sie dann mit solcher Tapferkeit an, daß die meisten von ihnen in's Gras beißen mußten. Nachdem er im Handumdrehen auch diese Heldenthat vollbracht hatte, übergab er dem Obristen Epp das Commando und ritt eilends nach Tuttlingen zurück. Die dort Eingeschlossenen wären jetzt bereit gewesen, die ihnen gestern gestellten Capitulationsbedingungen anzunehmen, aber es war bereits zu spät. An demselben Tage mußten Tuttlingen und Möhringen sich ergeben. Ueber sechstausend Mann streckten das Gewehr, dreitausend lagen todt auf der Wahlstadt. Von der Infanterie war fast kein Mann der Gefangenschaft oder dem Tode entronnen. Alle feind=

lichen Generäle und eine Menge niedrigerer Offiziere fielen dem Sieger in die Hände. Jan van Werth eroberte das sämmtliche Geschütz und machte eine reiche Beute an Geld, Gold- und Silbergeschirren.

Wie sehr muß es die Franzosen verdrossen haben, daß sie den gefürchteten Reitergeneral nicht in Gefangenschaft gehalten!

Die Thaten Jan van Werth's grenzten an's Uebermenschliche, das erkannten Freund und Feind an. Er durfte deßwegen mit Recht daran denken, daß ihm endlich das Obercommando über die Bayern anvertraut werde; statt dessen schrieb ihm sein Churfürst, er solle so fortfahren.

Voller Unmuth ob solcher Zurücksetzung begab er sich nach Köln, wo auch noch andere Generäle weilten. An den Churfürsten schrieb er, daß er krank sei. Wahrscheinlich war es aber dieselbe Krankheit, welche alle Offiziere haben, wenn sie freiwillig oder gezwungen den Abschied nehmen. Hier wurde er vor dem Thore, als er von einem Gastmahle nach Hause gehen wollte, von dem Obersten von Merode mit dem Degen angegriffen, so daß er sich nothgedrungen wehren mußte. Werth aber war dem Merode so überlegen, daß letzterer schon nach wenigen Gängen todt auf dem Platze lag. Jan van Werth wurde dieses Duells wegen gefangen genommen und festgesetzt, aber in der Untersuchung stellte sich heraus, daß er unschuldig war.

Sobald er von der Anklage befreit war, nahm er Abschied von seiner Gemahlin und begab sich sofort nach Mainz. Wiederum mußte er gegen die Franzosen operiren, verlor aber auch die übrigen Begebenheiten in

Deutschland nicht aus den Augen, sondern war wachsam wie ein Luchs.

Am 3. August 1644 begann der Kampf um Freiburg, wo die Franzosen mit großer Macht den Angriff der Deutschen erwarteten. Es entstand ein solches Blutbad, daß selbst Jan van Werth, der Hauptkämpe, Grausen davor empfand. Die Franzosen mußten sich nach ungeheuern Verlusten zurückziehen, und auf der Retirade fügte er ihnen noch tüchtigen Schaden zu. Am 7. Oktober überraschte er die Franzosen in Manheim so unvermuthet, daß der Commandant Rosen kaum Zeit hatte, sich in einem kleinen Nachen über den Rhein zu flüchten; seine Soldaten aber wurden bis auf den letzten Mann niedergehauen. Im November warf er die Hessen aus Höchst und nöthigte den großen Turenne, den beabsichtigten Rheinübergang bei Gernsheim aufzugeben. Am Schlusse des Monats finden wir ihn in Nürnberg und Amberg, wo er sich mit den Kaiserlichen unter Hatzfeld vereinigen wollte. Es wurmte ihn noch immer, daß man ihm nicht den Oberbefehl über die Bayern gab, und er nahm sich vor, diesmal mit einer solchen Bravour d'rein zu schlagen, daß ihm Jeder nachsagen müsse, er verdiene die höchste Beförderung.

V.

Der schwedische General Torstensohn machte in Böhmen solche reißende Fortschritte, daß man ihm um jeden Preis das Handwerk legen mußte. Jan van Werth, der in drei Tagen wieder in der Oberpfalz sein mußte, drang mit Entschiedenheit auf einen sofortigen Angriff. Am 6. März kam es zur Schlacht. Jan verrichtete Wunder der Tapferkeit, aber am heutigen Tage war das Geschick gegen ihn; zweimal war er in Gefahr, von den Hufen der Pferde zertreten zu werden. Die Schlacht ging verloren, aber Jan rettete sich nach Tabor, wo er viele Flüchtlinge um sich sammelte, mit denen er sofort wieder in den Feind wollte, aber sie ließen sich nicht bereden, wieder mit ihm umzukehren und die Schweden unvermuthet anzufallen.

Es blieb ihm also nichts übrig, als mit den Gesammelten nach der Oberpfalz zu gehen. Am 5. Mai 1645 traf er bei Herbsthausen auf die ganze Macht des gefürchteten französischen Generals Turenne, die er im Verlaufe einer Stunde schlug. Zweitausendsechshundert Todte ließen die Franzosen auf dem Schlachtfelde, ebenso viele Gefangenen, darunter sehr hervorragende Offiziere.

Es gingen ihnen neunundfünfzig Fahnen und Standarten, sowie die gesammte Artillerie verloren.

Die Trümmer der Armee retteten sich nach dem Rheine und dem Maine. Turenne selbst aber flüchtete sich mit Hinterlassung seines Silberzeuges und Gepäckes nach Hessen. Zwei Regimenter, die am Kampfe nicht Theil genommen, begleiteten ihn.

Turenne vervollständigte dort sein Heer wieder und bekam großen Zuzug aus Frankreich; zu Allerheim kam es zur Schlacht; das Fußvolk wurde fast gänzlich vernichtet und große Beute gemacht, aber Werth's ungestüme Tapferkeit war Schuld daran, daß die Schlacht nicht gewonnen wurde. Er hatte sich mit seinen Getreuen so weit vorgewagt, daß er nicht gewahr wurde, wie sein Mitcommandant Mercy, von einer Kugel durchbohrt, todt auf dem Schlachtfelde lag. So ging der Hauptsieg verloren, und Werth wurde auch diesmal nicht zum Commandanten der bayerischen Armee ernannt.

Unangenehm berührt, aber mit ungeschwächter Tapferkeit verfolgte er die Franzosen; da er aber nicht im Stande war, dem Commandirenden seinen Geist einzuhauchen, so ging Alles den Schneckengang, und die Stadt Augsburg wäre verloren gewesen, wenn er nicht im entscheidenden Augenblicke herbeigeeilt wäre und die Stadt gerettet hätte.

Leider ging der Churfürst von Bayern dazu über, mit den Franzosen und Schweden einen Waffenstillstand zu schließen und den bedrängten Kaiser im Stiche zu lassen. Da legte sich Werth die Frage vor, ob es jetzt nicht seine Pflicht sei, sich selber und seine Schaaren in den Dienst des Kaisers zu stellen. Sein Gewissen sagte ihm, daß er nicht länger bei dem unpatriotischen

Churfürsten von Bayern bleiben dürfe, sondern mit seinen Soldaten dem Kaiser beispringen müsse, dessen Feinde ja auf dem besten Wege waren, sich des ganzen Landes zu bemächtigen.

Lange zögerte er noch mit der Ausführung des Planes, denn er sagte sich selbst, daß man in vielen Kreisen seinen Uebertritt wie Verrath an dem Churfürsten betrachten werde; als er aber mit jedem Tage mehr einsah, daß der Churfürst Maximilian geradezu am deutschen Reiche den Verräther spielte, da durfte er nicht länger warten, sondern zog mit der ihm untergebenen Kriegsmacht dem Kaiser zu. Kaum wurde sein Vorhaben ruchbar, so sprach der Churfürst die Acht über ihn aus, warnte die Feinde Deutschlands vor ihm und gab Befehl, daß alle seine Güter zerstört und geplündert würden.

Alle Dienste, welche der tapfere Reitergeneral Bayern und dem Reiche, überhaupt der deutschen Sache geleistet hatte, waren vergessen. Er wurde mit Abscheu und Verachtung ein Verräther genannt, man erklärte ihn für vogelfrei und setzte einen Preis von zehntausend Reichsthalern auf seinen Kopf. Bitter kränkte ihn das, denn gerade diejenigen, welche ihn so ehrlos behandelten, hatten ihn durch ihren eigenen Verrath zu seinem Entschlusse getrieben.

Die Chikanen und Verleumdungen wurden nach und nach so groß, daß er sich mit schmerzlicher Wehmuth nicht allein all' seiner Dienste, sondern auch der vielen Kränkungen und Zurücksetzungen erinnerte, die er im Dienste des Churfürsten von Bayern erlitten hatte. Was er im Schweiße und im Blute erworben, war vernichtet, sein Ruf geschmälert, die schändlichsten Verleum-

dungen machten die Runde durch ganz Deutschland — da endlich kochte die Rache in seinem Herzen auf und er entschloß sich zur Ausführung derselben. Dieser Entschluß reifte, als Emissäre bei seinen neuen Regimentern erschienen und geflissentlich seine Aechtung bekannt machten. Da schwoll ihm das Herz voll Verdruß, und er erlaubte seinen Soldaten die Plünderung bayerischen Gutes. Mit Freuden machten sie Gebrauch von dieser Erlaubniß, und fanden eine solche Menge Geld, daß sie dasselbe mit Hüten theilten; dann zog er über die Donau, und fast hatte er die böhmische Grenze erreicht, als einzelne seiner bayerischen Reiter, von den Emissären gereizt, ihn einen Verräther nannten und ihm den Gehorsam kündigten.

Die Empörung ging von den Bayern auf die übrigen Truppen über; bald war das ganze Heer im Aufstande, wandte sich um und eilte wieder der bayerischen Grenze zu. Dem General blieb nichts übrig, als sich sofort auf einen Gaul zu werfen und sich mit Spork und etwa zwanzig Dienern nach Böhmen zu retten.

Welche Gefühle mögen den Helden heimgesucht haben, als er bei Nacht und auf versteckten Pfaden, verrathen und geächtet dahin galoppirte! Auch auf der Flucht stellte man seinem Leben nach und nur wie durch ein Wunder kam er mit seinen wenigen Getreuen im kaiserlichen Lager bei Wodnian an.

Welch' ein Aufsehen es in der Armee gab, als der berühmte General im Lager ankam, läßt sich kaum beschreiben.

Kaiser Ferdinand III. mochte erwartet haben, daß er an der Spitze seines Heeres einziehen werde, und er durfte es mit Recht erwarten, weil er trotz aller Zer-

splitterung im deutschen Reiche doch der oberste Kriegsherr war und über die Verwendung der Truppen zu verfügen hatte. Als er aber vernahm, daß ihm wegen der Aechtung seine Regimenter untreu geworden waren, empfing er den vereinzelten Flüchtling mit denselben Ehren und Auszeichnungen, die er ihm hätte zu Theil werden lassen, wenn er an der Spitze seiner sämmtlichen Regimenter in das Lager eingezogen wäre.

Sofort ließ der Kaiser einen Befehl ergehen, daß sich sein Heer zu einer großen Musterung einfinde. Als es aufgestellt war, erschien er mit Jan van Werth und nahm bei öffentlicher Musterung die Acht von ihm, womit ihn der Churfürst Maximilian von Bayern belastet hatte. Dann stellte er ihn dem Heere als General der Cavallerie vor und ernannte den Spork zu seinem General-Lieutenant. Um ihn für die zerstörten Güter in Bayern zu entschädigen, schenkte er ihm die Herrschaft Benatek im Bunzlauer Kreise von Böhmen. Seine Ehre war durch den mächtigen Kaiser wieder hergestellt, und Jan van Werth fühlte sich ihm so sehr zum Danke verpflichtet, daß er sich fest vornahm, ihm mit aller Tapferkeit zu dienen.

Bald ward ihm Gelegenheit dazu. Der schwedische General Wrangel hatte Eger erobert und stand zu dessen Schutz mit einer großen Macht den Egerfluß entlang am Galgenberge. Am 28. Juli 1645 ging Jan van Werth unter einer überaus heftigen Kanonade der Schweden über den Fluß und zwar direkt auf den Feind zu. Durch seine Kühnheit lockte er denselben vom Galgenberge herab, so daß er sich unter dem heftigsten Feuer in der Ebene aufstellen mußte. Zum Angriff kam es heute nicht, da Jan wegen der zweckwidrigen Anordnungen des

kaiserlichen Kriegsrathes keine geeignete Aufstellung machen konnte. Er mußte heute und auch am folgenden Tage die furchtbare Kanonade der Schweden aushalten. Werth's Leben stand dabei mehrmals in Gefahr; aber er konnte nichts unternehmen, denn die widersinnigen Anordnungen der kaiserlichen Räthe wirkten lähmend auf die ganze Operation der Armee.

Der Kaiser wohnte damals im Schlosse Triebel. Helm Wrangel (nicht zu verwechseln mit dem schwedischen General gleichen Namens), welcher ganz wohl durchschaute, daß Jan durch schlechte Anordnungen in seinen Bewegungen gehemmt war, baute darauf ein tollkühnes Unternehmen, welches nur seine besten Vertrauten kannten. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als den Kaiser aufzuheben und gefangen mit sich hinwegzuführen.

Alles war zu diesem Streifzuge vorbereitet, und Helm Wrangel zweifelte nicht am Gelingen. In der Nacht, als die Feinde schliefen, benützte er die Dunkelheit und schlüpfte mitten durch die Wachen zum Schlosse Triebel, wo der Kaiser im Schlafe lag.

Wie Katzen schlichen sie sich durch die schlecht aufgestellten Wachen hindurch, und es gelang ihnen, in das Innere des Schlosses zu kommen, ohne daß einer von den zahlreichen Dienern aus dem Schlafe erwachte. In größter Stille hatten sie die Treppe erreicht, welche zum Schlafgemache des Kaisers emporführte; hastiger stiegen sie aufwärts und faßten die Waffen, derer sie sich bedienen wollten, zum Gebrauche an. Ein treuer Diener, welcher unweit der Treppe schlief, erwachte und griff nach einem Speer, denn das Geräusch, wie leise es auch war, kam ihm verdächtig vor.

Als er an die Treppe kam und die Schweden

heraufsteigen sah, war ihm gleich klar, was sie wollten. Er zögerte keinen Augenblick, sondern stieß dem zuerst Nahenden den Speer in's Herz, zugleich um Hülfe schreiend. Der Gespießte stürzte zurück, und nahm noch einige Personen im Falle mit. Das Geschrei des Dieners und der auf der Treppe entstandene Tumult weckten diejenigen, welche der Treppe zunächst schliefen.

Der erste, welcher auf den Hülferuf erschien, war Jan van Werth; er hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, sich anzukleiden, sondern stürzte im Hemde mit dem bloßen Schwerte in der Hand auf die Emporsteigenden und trieb sie in die eiligste Flucht. Ueber Hals und Kopf eilten sie hinweg und kamen mit Wunden wieder in ihre Quartiere zurück.

Daß ein solcher Ueberfall möglich war, lag einzig und allein in den unsinnigen Einrichtungen, welche die kaiserlichen Räthe getroffen hatten und denen sich Jeder fügen mußte. Die Offiziere, welche auf diese Weise das Leben des Kaisers bedroht sahen und selbst darunter litten, wollten nicht länger unter einer solchen Camarilla dienen, und einige nahmen ihren Abschied. Der Kaiser ließ sie betroffen zu sich bitten und fragte nach den Gründen einer so plötzlichen Diensteinstellung. Sie machten ihm kein Hehl daraus, sondern sprachen: „Majestät, wo Leute regieren, die vom Kriegführen nicht das mindeste Verständniß haben, da kann ein ehrliebender Offizier nicht im Dienst bleiben."

Der Kaiser wußte, daß seine Räthe ihm treu ergeben waren und daß sie, wenn sie unpraktische Verordnungen gegeben, nur aus Liebe zu ihm gefehlt hatten. Er gab deßhalb den Offizieren die erbetene Entlassung, aber er sollte bald erfahren, daß die Commandirenden

gerade so dachten, wie die verabschiedeten Offiziere. Jan van Werth und Melander weigerten sich, noch ferner am Kriegsrathe Theil zu nehmen und sagten gerade heraus, sie wollten die Verantwortlichkeit, das Leben des Kaisers in Gefahr zu bringen, nicht länger auf sich nehmen.

Kaiser Ferdinand, welcher die Richtigkeit einsehen mochte, begab sich mit seinen Räthen nach Prag und ging so der ihm hier drohenden Gefahr aus dem Wege.

Als Jan van Werth nicht länger an die Rathschläge der kenntnißlosen Pfuscher gebunden war, überlegte er, wie dem Schweden beizukommen sei. Auf dem einmal versuchten Wege ging es nicht mehr, denn Wrangel war jetzt auf seiner Hut; er plante also einen anderen Ueberfall.

Am 22. August begab er sich mit seiner gesammten Reiterei in den tiefen Waldgrund vor Plan und hielt sich daselbst versteckt bis zur Mittagsstunde. Er wußte, daß um diese Zeit die Schweden auf Fütterung auszureiten pflegten; bei dieser Gelegenheit wollte er über sie herfallen.

Sie lagen still verborgen und gaben kein Lebenszeichen von sich. Als sie ankamen, ließ er sie sich sammeln, bis ihrer eine ansehnliche Schaar zusammen waren, dann stürzte er sich mit seinen Reitern plötzlich, wie der Erde entstiegen, über sie her.

Die Schweden waren auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet; allerdings setzten sie sich zur Wehre, aber Werth's Reiter warfen sie über den Haufen, dann jagten sie dieselben den Berg hinauf und trieben sie bis vor das Lager, wo sechs schwedische Regimenter aufgestellt waren. Diese sechs Regimenter wurden gleich

im ersten Anprall zusammengeritten, aber die übrigen Regimenter eilten nun ebenfalls herbei, und die Schlacht wurde hitzig, blieb aber unentschieden, denn nach zwei Stunden mußten sich die Kaiserlichen auf ihr Fußvolk zurückziehen. Sie hatten dreizehn Fahnen erobert, aber auch viele Leute verloren. Jan van Werth, der sich, seiner Gewohnheit gemäß, in das dichteste Kampfgewühl gewagt hatte, verlor sein Pferd unter dem Leibe. Helm Wrangel aber, der sich so unloyaler Weise an das Leben des Kaisers hatte wagen wollen, kam in der Schlacht um.

Einen Monat später hatte der Churfürst von Bayern eingesehen, daß der Waffenstillstand, den er mit den Schweden und Franzosen eingegangen, schimpflich und schädlich für ihn war. Er machte mit dem Kaiser Frieden, behielt sich aber in einer geheimen Klausel aus, daß Jan van Werth aus dem kaiserlichen Heere entfernt werde.

Im Oktober, als Jan und Spork im Kriegsrathe zu Prag saßen und einem Bankett des Fürsten von Lobkowitz beiwohnten, zogen die Bayern heran. Jan, von dem geheimen Artikel unterrichtet, floh und hielt sich einige Monate verborgen. Die Undankbarkeit verletzte sein Gemüth, aber als durch die Schuld des Churfürsten von Bayern die Franzosen und Schweden die kaiserlichen Erblande des Schutzes bedurften, vergaß er seines gerechten Zornes, trat auf Bitten des Kaisers und des Churfürsten wieder in Thätigkeit und sammelte in Böhmen sechstausend Mann, mit denen er über die Donau ging. Um diese Zeit war er zum zweiten Male Wittwer geworden und heirathete am 25. Juli 1648 Maria Susanna, die Tochter des Freiherrn Ludwig

von Kueffstein. Wenige Tage später befand er sich im Lager von Landau und machte den Schweden viel zu schaffen.

In dem Walde zwischen München und Dachau, von Morästen umgeben, hegte der Churfürst von Bayern eine stattliche Anzahl von Hirschen. Als Wrangel das in Erfahrung brachte, kam ihn die Lust an, des Waidwerks zu pflegen, denn er war mit Leib und Seele ein eingefleischter Jäger. Um sich dem Vergnügen ungestört und nach Herzenslust hingeben zu können, ließ er das ganze Gehege mit einer großen Anzahl von Soldaten umstellen. Die Landzunge, welche sich vor dem Gehölze befand, ließ er mit sechshundert Reitern besetzen und glaubte nun vollkommen gesichert zu sein.

Jan van Werth wurde im Geheimen von der brennenden Jagdlust des schwedischen Generals unterrichtet, und er nahm sich vor, an derselben auf seine Weise Theil zu nehmen.

Er suchte sich aus den einzelnen Regimentern die besten Reiter aus, ließ sie die Mäntel und Futtersäcke ablegen und trabte unter Mitwirkung Enkevorts auf das Jagdrevier zu. Wie der Blitz überfiel er das Regiment, welches den Zugang des Waldes hüten sollte, und im Handumdrehen hatte er dasselbe aus einander gesprengt.

Im Innern des Geheges gaben sich die beiden Wrangel, Turenne, Douglas und andere Feldherrn dem Jagdvergnügen hin und hatten keine Ahnung davon, daß der gefürchtete Jan van Werth gekommen war, um ihnen die Freude zu salzen und bereits das Hüter-Regiment über den Haufen geworfen hatte.

Sobald Gustav Wrangel von der Ueberrumpelung

benachrichtigt wurde, gab er, auf den Tod erschrocken, Befehl zum schleunigen Rückzuge. Um denselben zu decken, stellte er hundertvierzig Dragoner in einer vortheilhaften Lage am Wasser auf; aber er hatte die Rechnung ohne Jan van Werth gemacht. Dieser setzte in ungestümer Eile mit dem linken, Enkevort mit dem rechten Flügel durch den Bach. Im Nu waren die Dragoner umringt, und, ehe sie sich auf ihre Pferde werfen konnten, niedergehauen.

Jetzt galt es, dem Leibregimente Wrangels, welches den Rückzug der vornehmen Jäger decken sollte, beizukommen. Mit lautem Hussah warfen sich die beherzten Führer auf dasselbe und griffen es mit einer solchen Wucht an, daß es bald aus einander gesprengt war; sein Obristlieutenant bezahlte die Jagd mit dem Leben. Auch die nächsten Schwadronen wurden niedergehauen. Der Rest befand sich zwischen den siegreichen Feinden und den Morästen und sah mit bangem Herzen seiner Vernichtung entgegen, denn durch die Sümpfe konnten sie nicht fliehen, weil sie fürchten mußten, in denselben zu versinken.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde ein Hirsch ihr Retter. Dieser, von dem Schlachtlärm in Schrecken gesetzt, suchte Rettung und Freiheit und sprengte vor ihren Augen durch den Sumpf.

Ein Reiter wurde beauftragt, seiner Spur zu folgen, denn es mußte vorausgesetzt werden, daß der Instinkt des Thieres den festen Stellen folgen werde. Die Berechnung stellte sich als richtig heraus; der Reiter kehrte zurück und verkündigte ihnen, daß auf diesem Wege das Trockene erreicht werden könne. Zeit war nicht zu verlieren. Die Flucht mußte auf der Stelle angetreten

werden. Der Feldmarschall nahm sich weder Zeit, ein Pferd zu besteigen, noch einen Degen umzuschnallen. Er war froh, daß er ohne dieselben die andere Seite erreichte.

Sein Bruder und sein Vetter Gustav, der junge Herr und eine große Anzahl von vornehmen Offizieren wurden gefangen genommen. Unter den Siegestrophäen befanden sich die Standarten von Wrangels Regiment, ungefähr tausend Pferde und silbernes und goldenes Tafelgeschirr.

Man hätte glauben sollen, der Churfürst Maximilian von Bayern würde sich dem Jan van Werth für dieses glückliche Jagdabenteuer zu großem Danke verpflichtet gefühlt haben, aber das Gegentheil war der Fall; er war mit dem Resultate nicht zufrieden und gab ihm die Schuld, daß der schwedische Feldmarschall entronnen war. Er konnte nun einmal die gefaßte Abneigung gegen Jan nicht überwinden und machte seinem Aerger bei jeder Gelegenheit Luft.

Mancher Andere würde dem undankbaren Churfürsten den Degen vor die Füße geworfen und seinen Abschied genommen haben, aber unser Held ertrug alle diese Kränkungen ohne Murren, und als am 11. Oktober die Schweden und Franzosen über den Lech zurückgingen, war Werth der erste, welcher ihnen mit tausend Reitern nachsetzte und sie vor sich herschob.

Bei Nacht zog er an den Mauern von Augsburg vorüber mit der Absicht, die Nachhut der Schweden anzugreifen. Am Morgen des 13. Oktober erreichte er dieselbe bei Oderhausen, aber ein Ueberläufer hatte die Schweden gewarnt, so daß er sie bereits in Schlachtordnung aufgestellt fand. Dennoch griff er sie an, aber

ihre Uebermacht war zu groß, und er wurde bis unter die Mauern von Rain zurückgeworfen.

Hier kam es zum Kampfe, in welchem es schlimm herging. Jan van Werth befand sich, seiner Gewohnheit gemäß, im dichtesten Handgemenge. Sein Nebenmann wurde von einer Stückkugel zerschmettert. Der Luftdruck war so groß, daß unserm Helden der Helm vom Kopfe gerissen wurde.

Die Gefahr wurde mit jedem Augenblicke größer, so daß Jan gezwungen war, sich durch die Flucht zu retten. Wrangel war hocherfreut, daß die Sache einen solchen Ausgang genommen, denn nun konnte er doch sagen, daß er den Schimpf, den er auf der Hirschjagd erlitten, wieder wett gemacht habe.

Jan van Werth gedachte diese Scharte wieder auszuwetzen, aber kaum war er auf der Verfolgung des Feindes begriffen, als zu Münster und Osnabrück die Friedensglocken geläutet wurden; der dreißigjährige Krieg, welcher so viel Elend über Deutschland gebracht hatte, war zu Ende.

Wohl hätte Jan gewünscht, daß es ihm vergönnt gewesen wäre, zum Schlusse noch eine tüchtige That zu begehen; aber noch höher schlug er es an, daß nun endlich dem Blutvergießen ein Ende gemacht wurde.

Allmälich zogen die feindlichen Soldaten ab; die Franzosen gingen nach Frankreich, die Schweden nach Schweden zurück; der Kaiser und die kleinen Fürsten Deutschlands zogen ihre Truppen in ihre Länder zurück und entließen die überflüssigen. Aber wie sah es in Deutschland aus? Die meisten Städte und Dörfer hatten in dem langen Kriege furchtbar gelitten und waren zum Theil niedergebrannt. Der Acker hatte in

vielen Gegenden nicht bestellt werden können, deßhalb glichen die Felder auf unübersehbaren Strecken nur wüsten Haiden.

Die meisten Bewohner des großen deutschen Reiches hatten ihre ganze oder doch einen großen Theil ihrer Habe verloren, weil sie von Freund und Feind geplündert und beraubt worden waren. Bleich und abgemattet schlichen sie umher, unfähig den Hunger zu stillen, ihre Blößen zu decken und ihre zerstörten Häuser wieder aufzubauen.

Der Pflug und der Spaten, welche so lange geruht hatten, und mit Rost bedeckt, in den Winkeln standen, wurden jetzt wieder hervorgesucht, aber es fehlte an allem Nothwendigen, an Dünger, Saatkorn und Arbeitshänden, denn der Krieg hatte Alles verschlungen und die kräftigen Jünglinge, welche früher den Acker gebaut hatten, schlichen als Krüppel umher oder lagen in den Soldatengräbern der weiten Gefilde von Deutschland. Noch heute fühlen wir die Nachwehen jenes furchtbaren Krieges, in welchem ganz Europa mit den Waffen einander gegenüberstand.

Die vielen Tausende von Soldaten, welche aus aller Herren Länder dem Kalbfelle gefolgt waren und nun plötzlich entlassen wurden, bildeten eine neue Plage für Deutschland. Da die meisten an ein Leben in Wald und Feld gewöhnt waren, so sehnten sich ihrer nur wenige nach dem häuslichem Herde zurück; auch wußten sie im Voraus, daß sie dort keine Nahrung und kein Obdach fanden, deßhalb thaten sie sich in Banden zusammen und lebten als Räuber in den Wäldern. Zur Nachtzeit überfielen sie die Gehöfte, die Dörfer und die Städte, mißhandelten die Bewohner und schleppten

das Wenige, welches die Hartbedrängten aus dem Kriege herübergerettet hatten, mit sich fort.

Jan's Kühnheit und Tapferkeit hatten ihn zu einem Reitergeneral wie keinen Andern befähigt, und er hatte mehr Thaten verrichtet, als viele andere zusammen, aber vom Churfürsten von Bayern war er mit Undank belohnt worden, deßhalb freute er sich des Endes des Krieges und gedachte den Rest seines Lebens in Ruhe zu verbringen.

Sein Kaiser hatte ihn mit der schönen Herrschaft Benatek beschenkt, dort wollte er sich niederlassen. Seine dritte Gemahlin, die Gräfin Kueffstein, weilte bereits auch dort.

Als ihm die Nachricht vom Friedensschlusse zukam, setzte er sich sogleich hin und schrieb an seine Gemahlin, daß er nun bald kommen und sich nicht mehr von ihr trennen werde. Die ungewöhnlichen Strapazen, welche er in der langen Zeit durchgemacht, hatten seinen starken und großen Körper geschwächt und, obschon erst ein Fünfundfünfziger, war er vor der Zeit gealtert, und nun sehnte er sich nach Ruhe und dem Umgange mit seiner Familie.

Nachdem er seine Regimenter abgegeben, setzte er sich zu Pferde und ritt seiner Herrschaft zu. An den Grenzen angekommen, konnte er schon merken, daß man seiner wartete und sich auf sein Bleiben freute, denn in allen Dörfern wurde er mit den höchsten Ehrenbezeigungen empfangen.

Seine Gemahlin kam ihm eine weite Strecke Weges zu Wagen entgegen, ebenfalls höchlich erfreut, nun mit dem Gatten für immer vereinigt zu sein.

Dem Schlosse Benatek nahe gekommen, holten ihn

seine Beamten und sein Dienstpersonal mit Böllerschüssen, Gesängen und sonstigen Festlichkeiten ab; das Schloß selbst aber war mit Guirlanden, Kränzen und Blumen geschmückt.

Am Arm seiner Gemahlin schritt er die Stufen der hohen Steintreppe empor und trat in die Gemächer. Hier überkam ihn das Gefühl des Friedens. Sein Schwert abschnallend und es in den Gewehrschrank hängend, sprach er: „Da hänge und habe Ruhe; von mir sollst du nicht mehr gestört werden!“ Auch seine Pistolen ließ er sich bringen und hing sie ebenfalls in den Gewehrschrank.

Seine Gattin schöpfte daraus die freudige Zuversicht, daß sie nun nicht mehr allein bleiben werde, wie sie es wegen des Krieges seit ihrer Verheirathung fast immer hatte sein müssen.

Sein Sohn Johann Anton, der es liebte, den um das Schloß herumliegenden Wald zu durchstreifen, hörte von einem Diener die Heimkehr des so lange abwesend gewesenen Vaters. Sofort ließ er von seinen Vergnügungen und eilte spornstreichs nach Hause.

Mit einer wilden Freude sprang er dem geliebten Vater an den Hals, küßte ihn und weinte vor Freude.

„Nun wirst Du doch hier bleiben, Vater?“ sagte er im bittenden Tone.

„Ja, mein Herz, ich werde hier bleiben, denn Du bist jetzt vierzehn Jahre alt und bedarfst eines Lehrers in der Reit- und Fechtkunst. Du wirst aber keinen besseren finden, als Deinen Vater, denn ich habe beides gründlich gelernt, und ich liebe meinen braven Jungen viel zu innig, als daß ich ihm das Lernen schwer machen sollte.“

Der Sohn machte über diese Mittheilung kein allzufrohes Gesicht. „Ich will es wohl lernen, weil Du es wünschest,“ gab er zur Antwort, „aber in den Krieg ziehe ich doch niemals.“

„Aber, mein Sohn,“ sprach Jan, „Dein Vater ist doch fast sein ganzes Leben lang ein Krieger gewesen!“

„Ja, und deßwegen habe ich fast immer allein sein müssen; ich aber will immer bei den Meinigen sein. Der Krieg ist so häßlich, daß ich gar keine Freude daran finden kann; ich habe einmal von einem Kirchthurme herab zugesehen, wie die Soldaten sich einander todt schlugen und wie die Kanonenkugeln ganze Reihen niederwarfen, so daß das Feld voll Blut und Leichen lag. Nein, Vater, ein Soldat mag ich nicht werden. Auch mag ich kein Jäger sein, denn die armen Thiere empfinden ebenfalls Schmerz.“

„O, Du empfindsamer Junge, was willst Du denn eigentlich werden?“

„Bauer will ich werden, wie Du es in Deiner Jugend gewesen bist.“

„Fast unwillig schaute der Vater seinen Sohn an, denn er glaubte, in dieser Abneigung gegen den Soldatenstand eine sträfliche Feigheit zu erkennen; aber er beruhigte sich bald wieder, denn er mußte sich selbst agen, daß sein ganzes Leben nur ein fortgesetztes Blutvergießen gewesen, daß er für sich und seine Familie kaum auf der Welt gewesen war.

Seinen Arm um den Knaben schließend und ihm mit der Hand die Wangen streichelnd, sprach er: „Du willst also kein großer Mann werden, sondern Dich ganz einer geregelten Thätigkeit widmen? Nun,

vielleicht erwählst Du so den bessern Theil; thue nach Deinem Gefühle und Deinem Geschmacke, denn das Vaterland bedarf jetzt mehr des Pfluges als des Degens; und noch eins, mein Sohn, wie viel Dienste Du auch dem Lande leisten magst, Du wirst nicht viel Dank davon haben."

VI.

Wir begeben uns jetzt nach Köln auf die Gereonsstraße. Dort hatte Jan van Werth im Jahre 1636 ein großes Haus gekauft, in welchem jetzt seine Tochter Lambertine Irmgardis und ihr Gatte Winand Raitz von Frentz, sowie Jan's alte Mutter und sein Bruder Rüttger wohnten.

Mittags bei Tische sitzend, hörten sie auf der Straße laute Trompetenstöße und freudiges Volksjauchzen. Verwundert über diesen ungewöhnlichen Lärm erhoben sie sich vom Tische und öffneten die Fenster. Die ganze Gereonsstraße war mit Menschen gefüllt. Die Männer warfen die Hüte und Mützen in die Höhe, die Weiber fielen einander in die Arme und küßten sich. Ueberall sah man Paare, welche auf öffentlicher Straße tanzten und Lieder sangen.

Rüttger wandte sich an einen Mann, welcher dicht unter dem Fenster stand und in einem fort rief: „Victoria, Victoria!“

Rüttger van Werth faßte ihn an der Schulter und fragte: „Was für ein Sieg ist denn errungen?“

Der Mann wandte sich um und gab zur Antwort:

„Das wissen Sie noch nicht, Herr Rath? Es ist der größte Sieg, der seit dreißig Jahren vorgekommen, denn in Münster und Osnabrück ist gestern der Friede erklärt worden.“

Das war eine Mittheilung, welche weder Rüttger noch seine Mutter, seine Schwester und sein Schwager erwartet hatten; auch sie stimmten in das freudige Jauchzen ein. An das Mahl dachte Niemand mehr; in der überwältigenden Freude verließen sie das Haus, mischten sich unter das Volk und ließen sich von dem Strome durch die Straßen der Stadt schieben.

Unterdessen fingen auf allen Kirchthürmen die Glocken an zu läuten; Gruppen von Musikanten mischten sich unter das Volk, allenthalben ertönten Pauken, Trompeten und Zimbeln; es war ein Lärm und Getöse, vor dem man sein eigenes Wort nicht hören konnte, aber nirgends gab es Unordnung, nur die ungemessene Freude herrschte.

Der gewaltige Zug hatte sich jetzt vor dem Rathhause versammelt. Der kleine Platz vor demselben war so gedrängt voll, daß sich die Menschen fast erdrückten; in den anschließenden Straßen stand ebenfalls Kopf an Kopf. Auf dem Balkon, der in der Eile mit Fahnen geschmückt worden war, erschien jetzt der Bürgermeister der Stadt Köln. Ein Trompeter, der ihm voranging, ließ sein Instrument schallen und gab damit zu erkennen, daß der Bürgermeister zum Volke zu sprechen wünsche.

Lautlose Stille entstand, auch die Rathhausglocke hörte auf zu läuten. Eine Fahne auf der Spitze des Rathhausthurmes hatte auch allen übrigen Kirchen das Zeichen gegeben, daß die Glocken schweigen sollten.

Mit lauter Stimme hob der Bürgermeister jetzt

zu reden an und verkündigte dem Volke offiziell, was es schon gerüchtsweise wußte. „Der Friede ist unterzeichnet,“ schloß er seine Rede; „jeder Bürger des deutschen Reiches kann jetzt wieder die Früchte seines Schweißes und seiner Arbeit genießen. Es lebe der Kaiser, es lebe der Friede!“

Das nun folgende Vivat des Volkes pflanzte sich durch alle Straßen fort. Die Glocken des Domes und aller Kirchen fingen wieder an zu läuten. Aus den Festungswerken ertönten donnernde Kanonenschüsse, die Soldaten gaben Gewehrsalven ab und die Bürger schossen aus ihren verrosteten Büchsen und Pistolen. Den ganzen Tag dauerte der Friedenslärm fort.

Nach mehreren Stunden kehrten Frau van Werth und die Ihrigen wieder in ihre Behausung auf der Gereonsstraße zurück. Die alte Mutter war noch immer außer sich vor Freude. „O,“ sagte sie, „wenn mein Gatte das noch erlebt hätte, wie würde er sich gefreut haben! Jan ist nun frei, Anton und er befinden sich gewiß auf der Herrschaft Benatek in Böhmen. Wenn er wüßte, wie gerne ich ihn noch einmal vor meinem Tode sähe, er käme gewiß nach Köln.

Lambertine Irmgardis machte den Vorschlag, nach Böhmen zu reisen; ihr Gatte und ihr Bruder stimmten demselben mit Freuden bei, aber die alte Großmutter senkte den Kopf. „Nein,“ sagte sie, „das geht nicht; mein Alter erlaubt mir eine so lange Reise nicht; er muß hierher kommen.“

Sie setzte sich hin, um an ihn zu schreiben; ihre Hände zitterten, und zuweilen floß eine Freudenthräne auf das Papier. Endlich aber ermannte sie sich und schrieb: „Mein lieber Sohn, soeben wird hier in Köln

bekannt, daß der verderbliche Krieg zu Ende und der Frieden geschlossen ist. Die ganze Stadt befindet sich in freudiger Aufregung; die Häuser sind mit Fahnen geschmückt, die Kirchenglocken läuten und das Volk ruft allenthalben Vivat. Mein mütterliches Herz aber empfindet eine doppelte Freude, nicht allein die über den endlichen Frieden, sondern hauptsächlich die, daß Dein Leben nun nicht mehr in ewiger Gefahr schwebt. Ich kann Dir kaum beschreiben, in welchen Aengsten mein Herz die dreißig Jahre hindurch geschwebt und wie viele Thränen ich vergossen, wenn ich die Berichte von Deinen kecken und waghalsigen Reiterstücken hörte. Mein Geist blieb in einer fortwährenden Aufregung, und ich sah Tag und Nacht die blutigen Schlachtfelder und Dich selbst verwundet oder todt unter den Hufen der Rosse. Aber Gott ist Dir gnädig gewesen und hat Dich beschirmt. Dafür kann ich dem Himmel nicht genug danken; ich zittere vor Wonne, wenn ich denke, daß die Gefahr für Dein Leben nun für immer vorüber ist, und ich flehe Dich an, mein Sohn, daß Du unter keinen Umständen wieder Dienst annimmst, sondern Deiner Gattin, Deinen Kindern und Deiner Mutter lebst. Versprich mir das, mein Sohn, sonst fängt die alte Unruhe wieder an und die letzten Tage meines Lebens sind voller Plage.

Ich möchte zu Dir eilen und Dich in meine alten Arme schließen, aber ich traue mir eine so weite Reise nicht zu, denn das Alter bringt auch Gebrechlichkeiten mit sich. Komme Du nach Köln und bringe Deine Gattin und Deinen Sohn Anton mit. Deine Frau habe ich noch nicht gesehen, und mein Herz verlangt darnach, auch ihr die Hand zu drücken. Schlage mir diese Bitte nicht ab und bedenke, daß ich Dich all' die

Jahre nur zuweilen bei Deinen zufälligen Durchzügen flüchtig gesehen. Komme also eiligst zu Deiner Mutter."

Als sie den Brief gesiegelt und die Adresse darauf geschrieben hatte, richtete sie ein zweites Schreiben an Herrn Gerhard Vynhoven, welcher früher Pfarrer zu Osterath gewesen, dann aber ihres Sohnes Feldgeistlicher geworden war. Sie wußte, daß dieser ehrwürdige Herr einen großen Einfluß auf ihren Sohn hatte, deßhalb bat sie ihn inständigst, denselben zu bereden, daß er ihr, der alten Frau und liebenden Mutter den letzten und heißesten Wunsch auf Erden nicht versage.

Damit ja nichts versäumt werde, trug sie den Brief selbst auf die Post, und als sie von ihrem Gange zurückkehrte, ging sie in die Gereonskirche und betete, daß der Brief in Jan's Hände gelange.

Die gute Frau, wie mag sie gehofft und geharrt und auf Antwort gewartet haben. Während sie im Ungewissen ist und halbe Nächte ruhelos vollbringt, darf der Geschichtschreiber den Briefen vorauslaufen, um gleich bei ihrer Ankunft da zu sein.

Im Schlosse zu Benatek saß der Feldprediger Gerhard Vynhoven auf seinem geräumigen Zimmer in einem großen eichenen Lehnstuhle. Die Vergangenheit ging in seinem Kopfe herum und er gedachte an einen schlimmen Vorfall, der sich vor sechs Jahren zu Osterath am Rheine, ereignet, als er dort Pfarrer war. Damals hausten die Hessen mit Feuer und Schwert am Niederrhein, und sie hatten es besonders auf Kirchen, Klöster und Schlösser abgesehen, aber auch Städte, Dörfer und einzeln liegende Häuser wurden von ihnen geplündert und in Brand gesteckt. Vynhoven war auf den Kirchthurm gestiegen, um nach den Hessen zu schauen, die im Anzuge sein sollten.

Von Trauer erfüllt, sah er die umliegenden Dörfer brennen. Die Hessen hatten dieselben nach der Plünderung in Brand gesteckt, und jetzt kamen sie auf Osterath zu, um dort dieselben Greuel zu verüben. Die reichsten Einwohner von Osterath entflohen, nachdem sie die werthvollsten Kostbarkeiten zu sich gesteckt hatten, aus ihren Häusern und suchten in den Wäldern eine Zufluchtsstätte. Da stieg auch Vynhoven vom Thurme herab, um seinen Pfarrkindern zu folgen; aber kaum setzte er den Fuß vor die Thüre, so waren die Hessen da und griffen nach ihm. Erschrocken floh er in die Kirche zurück, die Hessen ihm nach, aber seine Lokalkenntniß machte es ihm möglich, in den Thurm zu entwischen. Er kletterte bis zum Glockenstuhle hinauf; dort wußte er ein Versteck, wo die nachstürmenden Hessen ihn nicht fanden. Drei Tage lang mußte er ohne Speise und Trank in der Höhe zubringen. Die Hessen wichen noch immer nicht aus dem Dorfe; er sah den Hungertod vor sich und mußte Alles wagen. Die Hessen aber hielten an der Kirchthüre Wacht, um ihn zu fangen.

Da kam er auf den Gedanken, sich außen am Thurme vermittelst der Glockenseile herabzulassen. Mit unsäglicher Mühe löste er dieselben von den Zugarmen und knotete sie an einander. In der dunkeln Nacht ließ er das lange Seil aus den Schalllöchern herab und knüpfte das Ende an die eiserne Stange, welche mitten im Schallloche stand.

Das Niederlassen war mit äußerster Lebensgefahr verbunden, und es war außerdem leicht möglich, daß er den wachtsamen Hessen in die Hände fiel. In dieser Noth wandte er sich an Gott um Hülfe und gelobte, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen und in seiner

Heimath eine Kirche zu erbauen, wenn er durch Gottes Hülfe glücklich gerettet werde.

Jetzt trat er den gefährlichen Gang an und rutschte langsam an dem Seile hinab, bis er auf der Erde ankam. Die Dunkelheit verhinderte, daß er von den Feinden gesehen wurde; sie half ihm auch, daß er unverfolgt in das Gehöfte „zur Kirchen" gelangte. Hier klopfte er leise an das Fenster des Bauern. Als dieser öffnete und den Pfarrer erkannte, gerieth er in großen Schrecken, denn sein Haus lag voller Hessen, und diese hatten geschworen, den Pfarrer todt oder lebendig in ihre Hände zu bekommen.

„Gebt mir etwas zu essen," sagte Vynhoven, „denn ich sterbe fast vor Hunger!"

Der Bauer eilte hinweg und kam bald mit einem Brode und einem halben Schinken zurück. „Ich bitte Euch um Gotteswillen, flieht," sagte er. „Wenn Euch die Hessen merken, dann sind wir Beide verloren!"

Wahrscheinlich hatten die Soldaten schon Verdacht geschöpft, denn mehrere erhoben sich von ihrem Lager und riefen dem Bauern zu: „Was ist draußen los?"

„Es wird ein Fuchs sein, welcher den Hühnern nachstellt," antwortete der vor Angst zitternde Bauer und schloß das Fenster. Vynhoven aber verbarg sich in den hohen Ginstergebüschen und den Brennesseln, welche den ganzen Hofraum bedeckten. Die Soldaten kamen jetzt mit Laternen heraus und leuchteten überall umher. An die Ginster aber dachten sie nicht, und als sie ihren Rundgang gemacht und nichts Verdächtiges gefunden hatten, kehrten sie wieder in ihren Schlafraum zurück. Vynhoven aber suchte sich nun einen Platz, wo das Gesträuch am dichtesten stand und stillte nach so langem

Warten seinen Hunger an dem Brode und an dem Fleische.

Nachdem er gegessen hatte, versank er in einen tiefen Schlaf, denn drei Tage und drei Nächte hatte er kein Auge zugethan. Als er erwachte, konnte er die Hessen durch das Gezweig herumwandern sehen. Sie unterhielten sich von dem flüchtigen Pfarrer und meinten, sie würden ihn früh oder spät doch finden, denn er könne nicht von der Erde verschwunden sein.

„Er sitzt noch immer im Kirchthurme," sagte ein Unteroffizier; „die Glockenseile hat er nur deßwegen zusammengebunden und zum Schalloche herausgehängt, um uns glauben zu machen, die Flucht sei ihm gelungen."

„Wenn es wirklich so wäre, dann könnten wir ihm schon beikommen," sprach ein anderer; „wir brauchen die Kirche nur anzuzünden, dann haben wir ihn."

Vynhoven erschrack und war im Begriffe, aus den Ginstern hervorzukriechen und sich zu stellen, um das Unglück zu verhüten, aber ein dritter Soldat sprach: „Laßt das bleiben! Wir haben in dem langen Kriege so viele Kirchen angezündet, daß es zum Himmel schreit, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie wir vor Gottes Antlitz bestehen sollen, wenn uns einmal eine feindliche Kugel in das Jenseits befördert."

Die Soldaten mochten des ewigen Brennens wohl müde sein, denn sie schüttelten mit den Köpfen und einer sagte: „Der Pastor hat uns nichts gethan, und wenn es ihm auf dem Thurme gefällt, so mag er meinetwegen bis zum jüngsten Tage da oben bleiben."

„Er soll sich aber nicht unterstehen, herabzukommen, sonst ist es um ihn geschehen," sagte ein anderer.

Vynhoven hielt es unter diesen Verhältnissen am

gescheidtesten, sich ruhig zu verhalten. Drei Tage lang mußte er noch im Gesträuch versteckt bleiben, dann kam Jan van Werth über die Hessen und trieb sie über Hals und Kopf von dannen, den Pastor Vynhoven aber nahm er als Feldkaplan mit sich fort."

Das Alles ging ihm jetzt durch den Sinn, und er erinnerte sich, daß er sein damaliges Gelübde noch nicht ausgeführt. Der Brief kam ihm übrigens sehr gelegen, denn auch er wünschte seine Heimath einmal wieder zu sehen, und die alte Frau van Werth hätte gar nicht so eindringlich zu schreiben gebraucht.

Mit dem Briefe in der Hand sprang er aus seinem Sesselstühle auf und eilte in das Gemach Jan van Werth's. Der hatte seinen Brief eben seiner Gemahlin und seinem Sohne vorgelesen und befand sich noch in eifriger Berathschlagung mit ihnen.

„Nun, Hochwürden," rief ihm der General zu, „haben Sie nicht Lust, an den Rhein zu reisen? Meine alte Mutter ladet mich dringend zu einem Besuche ein."

„Ich komme eben, um Sie dazu zu bereden, denn Ihre Frau Mutter hat auch mir geschrieben. Die alte Frau, welche alle Tage ihrem Tode entgegensieht, wünscht natürlich ihren Sohn noch einmal zu sehen, und ich meine, es sei eine unabweisbare Kindespflicht, diesem berechtigten Wunsche Rechnung zu tragen. Excellenz wollen doch auch einmal gerne Ihre Heimath wiedersehen, und was mich betrifft, so kann ich nicht verhehlen, daß es mir eine rechte Freude wäre, in meiner ehemaligen Pfarre Osterath einmal wieder eine heilige Messe zu lesen."

„Hochwürden haben eine sehr eindringliche und wirksame Art, eine Sache zu empfehlen," sprach Jan

van Werth lächelnd; „übrigens fehlt mir auch durchaus nicht die Geneigtheit, denn mich selbst dürstet nach dem Wiedersehen.“

„Was meinst Du, Susanne,“ fuhr er, an seine Frau gewendet, fort, „sollen wir die Reise nicht recht bald antreten?“

Susanna machte ein etwas sauertöpfisches Gesicht, denn sie hatte sich niemals nach dem Rheine und zu den neuen Verwandten hingezogen gefühlt. „Wer weiß,“ gab sie zur Antwort, „ob ich Deiner Mutter angenehm komme und freundlich von ihr empfangen werde? Deine Tochter Lambertina Irmgardis aber wird mich gewiß als eine echte Stiefmutter betrachten, und ihr Mann, der Freiherr Raitz von Frentz, sich erst gar nichts aus mir machen.“

„Das sind grundlose Einbildungen, Susanna; Mutter und Tochter haben mich lieb und werden es auch Dich haben. Meine Mutter ist eine einfache Frau, welche nicht viel Worte macht, aber herzliche Freude empfindet, wenn sie einen der ihrigen sieht. Eine tüchtigere und bessere Frau giebt es wahrhaftig am ganzen Rheinstrome nicht mehr; warum sollst Du also nicht gerne zu ihr reisen?“

„Ja, ja, laß uns reisen,“ rief Anton und wandte sich auch bittend an die Mutter.

Susanna erwärmte sich auch jetzt noch nicht für die Reise und es schien ihr unangenehm, daß Anton sie umarmte. Nach dem Tode des Generals hat sie auch deutlich bewiesen, daß sie für ihre Stiefkinder kein Herz hatte.

Jan aber machte dem Zweifel bald ein Ende und sprach: „Ich darf die Bitten der Mutter nicht unerhört

lassen, überdies drängt mich mein eigenes Herz. Wer weiß, ob wir noch lange leben und später den Wunsch der Mutter erfüllen können. Macht euch noch heute reisefertig, denn morgen geht's hinweg."

Susanna durfte nicht widersprechen, aber die Entscheidung war ihr nicht lieb, und sie fügte sich nur mit Widerstreben. Nun ging es an ein Einpacken, bei welchem die Kammermädchen alle Hände voll zu thun hatten, denn die Generalin wollte mit großem Pomp in Köln einziehen und den Leuten zeigen, daß sie eine vornehme Frau sei.

Als der General die vielen Kisten und Koffer sah, entsetzte er sich und sprach: „Aber Susanna, dazu gehört ja ein eigener Wagen. Auf all' meinen Feldzügen habe ich stets so wenig Gepäck als möglich mitgenommen, denn alles Ueberflüssige ist vom Uebel."

„Lieber Mann," gab Susanna zur Antwort, „wir leben jetzt im Frieden, und es ist Niemand da, der uns überfällt und das Gepäck fortführt. Jan van Werth darf nicht als ein armer Schlucker in Köln einziehen, denn das würde seinem Ruhme wenig anstehen, und besonders am Rheine gar auffällig erscheinen. Das Gepäck soll Dich übrigens nicht belästigen, denn wir werden so viele Diener mitnehmen, daß Alles pünktlich besorgt werden kann."

Die Aussicht auf eine zahlreiche Dienerschaft gefiel ihm noch weniger, aber so tapfer er auch vor dem Feinde war, so wurde er vor seiner Gattin in der Regel doch fahnenflüchtig und fügte sich nach einigem Geplänkel in ihren Willen. Das geschah auch jetzt, die Koffer wurden bewilligt, ebenso die Dienerschaft, welche Susanna für nothwendig hielt.

Als sich Jan van Werth am folgenden Morgen vom Schlafe erhob, standen vier Wagen bereit. „Mein Gott, Susanna,“ fragte er, „was sollen denn diese vier Wagen?“

„Es ist kein einziger zu viel. Der Vierspänner ist für Dich, Anton und mich, der Zweispänner für Vynhoven und die männliche Dienerschaft, der andere Zweispänner für meine Kammerjungfrauen und die Karre für das Gepäck.“

„Vynhoven soll mit der Dienerschaft fahren? Nein, Frau, das paßt sich nicht; der ehrwürdige Diener Gottes hat sich so oft für mich und meine Soldaten dem Kugelregen ausgesetzt, daß er einen Platz in unserm Wagen verdient. Zu den Bedienten gehört er absolut nicht.“ Susanna gab mit einem sauersüßen Gesichte nach, denn sie wußte im Voraus, daß sie auf der Reise noch einen ganzen Sack voll Wünsche haben würde, und sie wollte sich die gute Laune des alten Herrn nicht verderben.

Die Knechte schleppten jetzt die großen Koffer und Kisten herbei; die Karre wurde ganz voll davon, und als sie mit der großen Lederdecke überbreitet war, sah sie einem Kriegsproviantwagen nicht unähnlich.

Jan überschlug im Stillen die Kosten der Reise und er erschrack über deren Höhe. „Das wird einen ganzen Bauernhof kosten,“ sagte er. „Wir würden besser thun, die ganze Bagage mit der Dienerschaft zu Hause zu lassen und zu reiten. Du, Vynhoven und Anton ihr seid ja im Sattel gerecht. Wozu also dieser kostspielige Hokuspokus? Wir kommen zu Pferde ja auch schneller vorwärts.“

Susanna schüttelte mit dem Kopfe und sprach:

„Nichts da, Du darfst Deiner Würde nichts vergeben. Der große Jan van Werth darf nicht wie ein gemeiner Troßknecht in Köln einreiten. Alle Welt ist auf Dein Erscheinen gespannt und erwartet Dich als einen großen Mann, der im Kriege Wunder gethan."

Wiewohl es ihm widerstrebte, so mußte er doch nachgeben und sich den großen Reiseballast gefallen lassen.

Was Susanna gewünscht und heimlich vorbereitet hatte, das geschah. Einer von den Bedienten mußte stets vorreiten, angeblich um Quartier zu machen, aber im Sinne Susanna's doch nur, um die Ankunft des großen Generals zeitig bekannt zu machen. Alle Orte, durch welche sie kamen, sandten ihm Deputationen entgegen; die Dörfer schickten die Lehrer mit den Schulkindern, und er mußte lange Lieder und Deklamationen anhören; in den Städten wurde er von den Bürgermeistern und dem Magistrate empfangen und mußte auf alle Reden antworten.

„Liebe Frau," sagte er eines Tages, „ich will lieber zwei Feldzüge als eine solche Reise machen. Wir sind jetzt am Rheine angekommen und können uns dieser lästigen Empfänge entschlagen, wenn wir zu Schiffe gehen; ich bitte Dich, darein zu willigen."

„Nein," sagte sie, „es geht durchaus nicht, die Leute verlangen Dich zu sehen und Dein Ruhm erfordert es, Dich nicht zu verstecken."

Wie ein Schlachtopfer ließ er sich weiter schleppen. In Mainz, Koblenz, Bonn vermehrten sich die Ovationen, und als er in die Nähe von Köln kam, war die halbe Bevölkerung ausgerückt, um ihn zu sehen. Eine weite Strecke vor dem Thore war eine Doppelreihe von Reitern aufgepflanzt, welche zu seiner Ehre Gewehr-

salven gaben, und am Thore selbst stand der Magistrat mit dem Bürgermeister, der eine lange Rede hielt.

Dem Jan stand die Unlust bis an die Kehle, aber er mußte gleichwohl in zierlicher Rede antworten, und er that es, wie ein geborner Redner. Jetzt zog die große Musik auf; der Bürgermeister und die Rathsherren marschirten vor den Wagen her, die Gilden mit ihren Fahnen schlossen sich an, und der Zug ging zum Rathhause, wo der Ehrenwein kredenzt wurde. Das wurde eine recht lange Geschichte, welche dem General, trotz aller Ehren, die ihm angethan wurden, nicht gefiel, aber er war nicht im Stande, sie abzukürzen.

Als die Festlichkeit ihren Höhepunkt erreichte, gewahrte Jan ein altes Weiblein, welches sich mühsam durch die Menge drängte und sich dem Wagen des Generals zu nähern suchte. Ganz erschöpft hatte sie denselben endlich erreicht und breitete ihre Arme gegen den General aus. Eine Funke, so hießen damals die Stadtsoldaten, wollte die Annäherung nicht zugeben und stieß die Frau unsanft zurück.

Durch den Schrei, welche sie ausstieß, wurde Jan aufmerksam und wandte sich um. Sofort erkannte er in dem alten Weiblein seine Mutter. Mit jugendlicher Elastizität sprang er aus dem Wagen, schüttelte den Funken unsanft am Kragen und schloß sie in die Arme. Was um ihn herum vorging, sah und hörte er nicht; er hatte nur Augen für seine Mutter. Jetzt trat er mit ihr an den Schlag und sprach: „Susanna, da ist Deine Schwiegermutter!“

Die stolze Freifrau hatte sich die Mutter ihres Mannes nicht in einem so schlichten Kleide, sondern in großem Putze gedacht. Sie rümpfte das Gesicht, und

es dauerte lange, bis sie ihr kühl und zögernd die Hand reichte.

„Verzeiht, meine theuere Schwiegertochter, daß ich im einfachen Hauskleide gekommen bin,“ sagte sie, „aber ich hätte nicht länger warten können, um meinen lieben Jan zu sehen. Ich weiß, ihm liegt nichts an Schmuck und Kleidern, aber er liebt mich, und mein Herz hat sich so lange nach ihm gesehnt. Es war mir nicht möglich, ihn zu Hause zu erwarten; jede Sekunde wäre mir wie ein Tag vorgekommen.“

„Nun setzt Euch in den Wagen, Mutter,“ sagte er mit freundlichem Lächeln, „denn Ihr verdient die Ehre zehnmal eher, als ich!“ Sie sträubte sich, aber er hob sie leicht empor und drückte sie auf die Kissen. Dann aber trat er zu dem Bürgermeister und sprach: „Ich danke Ihnen für all' die Ehre, die Sie mir angethan haben, aber nun lassen Sie mich, damit ich mich meiner Mutter freuen kann!“

Die Umstehenden, welche gesehen hatten, wie er seine Mutter ehrte, brachen in lautes Freudengeschrei aus. Der Bürgermeister aber ließ der alten Frau einen dreifachen Tusch bringen, trat an den Wagen und reichte ihr die Hand. „Frau van Werth,“ sagte er, „Sie sind die glücklichste Mutter in Köln. Schenken Sie der Stadt die Ehre, morgen dem Freudenmahle, welches die Bürgerschaft Ihrem Sohne geben wird, beizuwohnen. Es werden die höchsten Personen eingeladen, Sie dürfen ein herrliches Fest erwarten.“

Sie nickte mit dem Kopfe, ohne recht zu wissen, daß sie damit ihre Zustimmung gegeben und die Einladung angenommen hatte. Der Mutter zu Ehren wurden Gewehrsalven und Kanonenschüsse losgelassen,

das Volk aber rief mit donnerndem Getöse: „Vivat Jan van Werth, vivat seine Mutter!“

Allen Menschen gefiel es, daß er seine Mutter öffentlich ehrte, und sie hatten ihn nun noch einmal so lieb, als früher; auch Anton befreundete sich rasch mit ihr, nur Susanna machte ein sauertöpfisches Gesicht und schämte sich, daß sie mit der alten, unansehnlichen Frau im Wagen sitzen mußte.

„Aber, es ist doch kein Platz hier,“ flüsterte sie ihrem Gatten zu.

„Kein Platz für Deine Schwiegermutter?“ fragte er mit einem Blicke, der ihr wie ein Schwert durch die Glieder fuhr. „Rücke weiter hinüber und laß Anton stehen!“

Die Musik begann zu spielen, die Funken gingen vor dem Wagen her und der Zug setzte sich nach der Gereonsstraße in Bewegung. Die Straßen waren ganz dicht mit Menschen bedeckt, aus allen Fenstern wehten Tücher, Vivatgeschrei ertönte sogar von den Dächern.

Endlich war das Raitzen- oder Ratzenhaus, wie die Wohnung des Jan van Werth genannt wurde, erreicht. Es war von oben bis unten mit Kränzen geschmückt, und aus den Dachfenstern herab flatterten Fahnen im Winde. Auf der hohen Treppe aber standen Lambertina Irmgardis Raitz von Frentz und Rüttger und breiteten die Arme gegen Jan aus. Er sprang aus dem Wagen und umarmte sie; dann holte er seine Gattin und stellte sie den Hocherfreuten vor; aber sie konnten nicht viel mit einander reden, denn ihre Worte wurden von der Musik und die Musik von dem Knallen der Musketen und Böller übertönt.

Glücklicher Weise dauerte der Lärm nicht ewig.

Nachdem noch ein Vivat gebracht war, welches die Straße erzittern machte, trat Jan vor die Hausthüre, dankte in herzlichen Worten für die dargebrachte Ovation und begab sich wieder in das Haus zurück. Die Volksmassen verschwanden, und Jan konnte sich nun seiner Mutter, seiner Tochter und seines Schwiegersohnes freuen.

Susanna machte beim Anblicke des großen und prachtvollen Hauses doch ein etwas freundlicheres Gesicht und zwang sich auch zur Artigkeit gegen ihre Schwiegermutter. Diese aber konnte kein rechtes Zutrauen zu ihr fassen, denn sie hatte ihre Herzensgefühle verrathen und gezeigt, daß sie für die Familie und besonders für sie wenig Neigung besaß.

„Ich will mich nicht darüber beklagen," dachte sie; „wenn sie nur dem Jan und dem Anton gut ist, dann will ich schon zufrieden sein! Für mich verschlägt's ja nicht viel. Ein paar Jährchen, dann habe ich ausgelebt; sie aber müssen noch lange bei ihr bleiben."

Fast zwei Wochen lang wurden Jan, seine Frau und seine Verwandten von einem Bankette auf das andere geschleppt; Jeder, welcher reich und vornehm war, wollte ihn wenigstens einmal unter seinem Dache sehen und ihn bewirthen. Nun aber mußte er auch selbst wieder Bankette und Gastereien geben. Jan hielt es zwar nicht für nothwendig, aber Susanna war der Meinung, man dürfe den vornehmen Herren nicht allein nichts schuldig bleiben, sondern müsse sie noch übertreffen. So kam es, daß das Ratzenhaus einen Tag nach dem andern von fröhlichen Festgelagen erdröhnte. Susanna erfand in ihrem Stolze noch allerlei neue Vergnügen, von denen man in Köln noch nichts gehört hatte. In

der ganzen Stadt sprach man von den Lustbarkeiten im Ratzenhause, bis Jan endlich ganz erzürnt alle weiteren Einladungen strengstens verbot.

Bisher hatte man ihm keine Rechnungen vorgelegt; als er sie aber entschieden forderte, da fuhr er vor den ungeheuern Summen entsetzt zurück. „Frau," sagte er, „es muß jetzt gespart werden. Wenn wir noch einmal eine solche Triumphreise machen, dann müssen wir einen tüchtigen Hof mit dem gesammten Inventar verkaufen; das aber bin ich nicht gesonnen, zu thun, denn, was ich mühsam erspart habe, will ich meinen Nachkommen hinterlassen."

VII.

Der General wünschte eine Zeitlang in ruhiger Sammlung zu leben; da dieses aber in dem geräuschvollen Köln nicht möglich war, so kam er auf den Gedanken, eine Landtour, eine Rundreise auf den Gütern seines Schwiegersohnes zu machen. Die Mutter wünschte er mitzunehmen, um sich recht lange mit ihr in inniger Liebe freuen zu können. Die Uebrigen aber sollten in Köln bleiben. Susanna war mit diesem Beschlusse sehr wohl zufrieden, denn gerne entbehrte sie der lästigen Aufsicht des Gatten, und noch lieber war es ihr, daß die Schwiegermutter mitging.

Mutter und Sohn stiegen zu Wagen und fuhren bei schönem Wetter nach Büttchen, wo sie in dem von seinem Vater erbauten Edelhofe abstiegen und die obern Gemächer bewohnten, die einst für ihn angelegt worden waren. Hier verlebten sie ein paar frohe und gänzlich ungestörte Tage. Den Besuchen, welche sich meldeten, ließ er sagen, er bedürfe einiger Zeit Ruhe, dann aber wolle er allen seinen Freunden und Bekannten gerne zur Verfügung stehen.

Die Mutter wurde gar nicht müde, ihm zuzuhören,

wenn er von seinen Schlachten und von den vielen Gefahren sprach, in denen er sich befunden. „Mein Sohn,“ sprach sie oft, „Du verdankst dem Kriege Deine Größe und Deinen Wohlstand, und Du hast uns Alle zu glücklichen Menschen gemacht. Nun aber ist, Gott sei Dank, der Friede da, und ich hoffe, daß er niemals wieder gestört wird. Laß uns immer zusammenbleiben, denn wie hoch man auch gestiegen sein mag, es giebt doch kein größeres Glück, als täglich seine Lieben sehen zu können. Dein Vater hat leider diesen glücklichen Tag nicht erlebt, aber ich hoffe, daß er aus dem Himmel auf uns herabschaut und sich mit uns freut.“

Nachdem sie Beide ihre Herzen ausgegossen, suchten sie den Pfarrer und den Willerhalfen auf. Sie waren Beide jetzt alte Männer geworden, aber in ihrer Verehrung zu Jan hatten sie noch nicht nachgelassen. Der Herr Pfarrer hatte sich sogar ein Buch angelegt, in welchem er alle Thaten Jan's, wie sie die Zeitungen berichtet und wie er sie aus dem Munde glaubwürdiger Personen gehört, niedergeschrieben. Er mußte aber Manches berichtigen, denn Jan fand viele Unrichtigkeiten, besonders fand er das Lob, welches ihm gespendet wurde, übertrieben, und er wollte keinen Nachruhm haben, der ihm nicht zukam.

Nach einer Woche traten sie ihre Rundreise zu den Höfen an und wurden überall mit Liebe und Freundlichkeit aufgenommen. So gingen sechs Wochen in einem angenehmen ländlichen Stillleben vorüber. Nun aber hielt er es an der Zeit, nach Köln zurückzukehren, denn er wollte wieder auf seine Herrschaft Benatek zurückreisen. Die Mutter meinte, er solle am Rheine bleiben und in seinem Hause zu Köln oder auf dem Edelgute

in Büttchen wohnen; aber dazu war er nicht zu bewegen, weil die Herrschaft Benatek seine Anwesenheit erforderte. Dagegen schlug er der Mutter vor, ihn zu begleiten.

Wie gerne hätte sie es gethan! Das Herz blutete ihr, daß sie nein sagen mußte, aber sie sah zu gut ein, daß sie mit ihrer herrsch- und vergnügungssüchtigen Schwiegertochter nicht auskommen würde, deßhalb schlug sie ihm seine Bitte ab, jedoch mit schwerem Herzen und mit Thränen in den Augen.

In Köln mußte er zu seinem Verdruße erfahren, daß Susanna seine Abwesenheit benutzt hatte, um das Festleben fortzusetzen. Sie hatte Gastmähler und Bälle gehalten und für Putz und Kleinodien ungeheuere Summen ausgegeben. In einer ernsten Zwiesprache, die er über diesen Gegenstand mit ihr hielt, brachte er es wenigstens dahin, daß sie ihm alle Rechnungen überlieferte. Er zog die Posten zusammen und fand zu seinem Schrecken, daß er nicht im Stande war, sie zu bezahlen, denn die Herrschaft Benatek brachte wegen der Verwüstungen, die sie im dreißigjährigen Kriege erfahren, nur wenig ein, und seiner Tochter Lambertina Irmgardis hatte er bei ihrer Verheirathung vierzigtausend Reichsthaler ausbezahlt.

„Wovon sollen wir nun unsere Schulden bezahlen?“ fragte er in einem unwilligen Tone. „All' unser Baargeld haben die kostspielige Reise und unser noch kostspieligerer Aufenthalt in Köln verschlungen, und ich weiß in der That nicht, wie wir wieder nach Böhmen kommen sollen, selbst, wenn uns unsere Gläubiger ziehen ließen.“

„Lasse Dir von Deinem Schwiegersohne Geld geben.“

„Lambertina Irmgardis ist ebenfalls keine gute Haushälterin; sie hat außerdem große Kinderlast und

ich mag den Anschein nicht auf mich laden, daß ich von meinen Kindern Unterstützung fordere."

„So verkaufe das Edelgut in Büttchen."

„Es gehört nicht mir, sondern meiner Mutter, und es wäre eine Schande, ihr etwas wegzunehmen."

„So besinne Dich auf Freunde, denn ohne Geld können wir die Rückreise nicht antreten."

Jan sann hin und her; in Köln mochte er nicht borgen, denn er fürchtete mit Recht, daß man ihm sagen werde, wenn er kein Geld habe, dürfe er auch nicht so große Ausgaben machen. Wohl hatte er auswärts viele Freunde und Bekannte, die reich waren und ihm gewiß gerne geholfen hätten, aber bei dem Einem hatte er dieses, beim Andern jenes Bedenken.

Da fiel ihm ein alter Waffengefährte, der kaiserliche Oberst Johann Bormann von Kessel ein, welcher Commandant auf Aßberg war. Sie hatten oft zusammen vor dem Feinde gestanden und sich gegenseitig Treue und Freundschaft gelobt. Bisher waren sie nicht in die Gelegenheit gekommen, die Festigkeit des Gelöbnisses zu erproben, jetzt aber führte die Noth dazu.

Seine Gattin bei Seite nehmend sprach er: „Susanna, Du mußt mir fest versprechen, daß Du während meiner Abwesenheit keine Ausgaben machst. Ich will zu Kessel und ihm meine Lage vorstellen. Er wird mir ganz gewiß helfen, wenn er baares Geld hat, aber der Mann ist nicht reich, und wir können weder eine übergroße Summe von ihm bekommen, noch dieselbe lange Zeit behalten. Um unsere hiesigen Schulden zu bezahlen und noch Geld für die Rückreise zu haben, bedarf ich fünfzehnhundert Reichsthaler, und wir werden dieses Kapital wohl nicht länger als ein Jahr behalten können.

Wir müssen also des festen Willens sein, keine unnöthige Ausgabe zu machen und tüchtig zu sparen, um den braven Kriegskameraden nicht in Verlegenheit zu bringen.“

Susanna versprach es. Jan aber ließ sich ein Pferd satteln, welches tüchtig laufen konnte und begab sich in Begleitung eines Dieners auf den Weg.

Am ersten Tage ritten sie bis Osterath, denn dort wollte er seinem Kaplan Vynhoven, welcher in Köln Urlaub von ihm genommen hatte, einen Besuch machen. Dieser hatte sich seit der Zeit seiner Abwesenheit nur mit dem Gedanken getragen, wann er seine Wallfahrt antreten und wo er die gelobte Kirche hinsetzen wolle. Er war lange in der Umgegend umhergewandert und hatte sich endlich für einen Ort bei Neersen, wo er geboren war, entschieden.

Dem General, welcher an seinen Angelegenheiten stets innigen Antheil nahm, erklärte er die Einzelnheiten seines Planes. „Ich will nach dem gelobten Lande pilgern,“ sagte er, „und alle die heiligen Orte besuchen. Von der Grotte zu Bethlehem und dem heiligen Grabe zu Jerusalem will ich mir Nachbildungen machen und dieselben in meiner Kirche oder Kapelle so genau wieder aufbauen, daß jeder Pilger, welcher sie im heiligen Lande gesehen, sie auf den ersten Blick wieder erkennen soll.“

„Das ist ein schöner Gedanke, Vynhoven, aber wie kommen Sie auf denselben?“

„Als ich auf dem Kirchthurme zu Osterath saß, that ich das Gelübde, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu machen, wenn Gott mir beiständе, daß ich nicht in die Hände der Hessen fiele. Zwischen den Ginstern und Brennesseln des Hofes zur Kirchen erneuerte ich das

Gelübde. Es geschah in meiner damaligen Noth ohne das geringste Bedenken, aber nun sind schon eine Reihe von Jahren vergangen, und ich habe mein Gelübde noch immer nicht erfüllen können. So mag es vielleicht Manchem gehen, welcher in der Noth ein leichtfertiges Gelöbniß macht; darum will ich diesen Leuten Gelegenheit geben, ihre Gelübde in meiner Kirche bei Neersen zu erfüllen. Eine Reise nach Jerusalem können nur wenige Menschen antreten, weil ihnen das Geld und die Zeit mangelt, und weil zu einer so weiten Reise ein kräftiger Körper und ein fester Wille gehört, dagegen kann Jeder leicht eine Pilgerfahrt nach Neersen machen, wo er die Abbildung der heiligen Orte finden soll."

Jan van Werth lobte sein Vorhaben, sagte ihm aber voraus, daß er für seine Pilgerfahrt eine Erlaubniß vom Kaiser haben müsse, und daß eine geraume Zeit vergehen werde, bis alle Hindernisse aus dem Wege geräumt seien; in sofern es seine Person angehe, wolle er ihm nicht die mindesten Schwierigkeiten machen, sondern vielmehr die Ausführung seines Vorhabens nach Kräften erleichtern.

Jan van Werth und sein Diener setzten nun die Reise fort und gelangten endlich nach der Feste Aßberg. Sein alter Freund und Waffenbruder, Johann Vormann von Kessel, war hocherfreut, ihn nach so langen und blutigen Streitigkeiten wieder zu sehen und empfing ihn mit all' den Ehren, die einem so berühmten Manne zukamen.

Es war bereits Dezember und empfindlich kalt, aber sie pflogen einige Tage des edlen Waidwerks, dann aber zogen sie sich in die warmen Gemächer zurück und erzählten von ihren Kriegsfahrten und Heldenthaten.

Endlich rückte Jan van Werth mit seinem Anliegen heraus, und ohne etwas zu verschleiern, theilte er ihm aufrichtig mit, wie er in die Geldverlegenheit gekommen war.

„Mein Freund," sprach der Oberst, „es versteht sich von selbst, daß Du über mein Eigenthum verfügen kannst, und es trifft sich gerade, daß ich fünfzehnhundert Reichsthaler liegen habe, die ich ein Jahr lang entbehren kann. Nimm mir's aber nicht übel, wenn ich Dich mahne, mit der Rückzahlung pünktlich zu sein, denn ich würde durch Nachlässigkeit in große Verlegenheit kommen. Ich weiß aus alter Erfahrung, daß Du keine rechte Ader für Geldsachen hast. Es kommt Dir nicht darauf an, Deinen Freunden und Bekannten mit vollen Händen zu geben und selber zu darben. Deine Frau ist ein noch schlechterer Haushalter als Du, und Deine Tochter kann ebenfalls die Hände nicht zuhalten. Die einzigen Personen in Deiner Verwandtschaft, welche mit dem Gelde sparsam umgehen und stets darauf bedacht sind, ihren Verpflichtungen nachzukommen, sind Deine Mutter und Dein Bruder Rüttger. Es wäre mir deßhalb lieb, wenn in dem Schuldscheine gesagt würde, daß ich nach Jahresfrist das Geld durch die Hand Deiner Mutter oder Deines Bruders in Deinem Hause zu Köln zurückgezahlt erhalte. Sie übernehmen natürlicherweise keine andern Verbindlichkeiten, als die kleine Sorge, Dich von Zeit zu Zeit an die Abtragung zu mahnen."

Jan war mit dieser Abmachung zufrieden, setzte sich hin und schrieb den Schuldschein gerade so, wie sein Freund ihn haben wollte. Zum Schluß setzte er seinen Namen als kaiserlicher Kriegsrath, General der Kavallerie und Oberster zu Roß und zu Fuß darunter.

Der Commandant von Aßberg, Herr Johann Bormann von Kessel, aber brachte einen großen Beutel mit spanischen Goldstücken herbei und zählte sie dem Freunde auf den Tisch. Jan befestigte das Geld vor seinem Sattel, lud seine Pistolen scharf, schnallte den Säbel fest um die Hüfte und trat nun, gegen beutelustige Schnapphähne gerüstet, den Rückweg an.

Zu Köln angekommen, begab er sich zuerst zu seiner Mutter und zu seinem Bruder, zeigte ihnen das Geld und machte sie mit den Verpflichtungen bekannt, die er für sie übernommen.

Als Susanna sah, wie leicht er zu dem Gelde gekommen war, machte sie den Vorschlag, den Winter über in Köln zu bleiben und das lustige Leben noch ein wenig fortzusetzen.

„Daraus wird nichts," sagte er entschieden, „denn wir würden Pferde und Wagen verkaufen und zu Fuß nach Benatek wandern müssen. Wenn Du noch Abschiedsbesuche zu machen hast, dann spute Dich, denn nach drei Tagen treten wir die Heimreise an."

All' ihr Bitten half nichts; diesmal blieb er fest. Seinem treuen Diener gab er die Rechnungen und das Geld und ließ Alles bezahlen, was Susanna im Ueberflusse verschwendet hatte.

Er selbst machte mit den Abschiedsbesuchen wenig Federlesens; sie wurden rasch abgemacht, und damit er nicht durch Abschiedsgastereien aufgehalten werde, verbat er sich beim Bürgermeister jede Begleitung und alle sonstigen Feierlichkeiten.

Susanna lächelte, denn sie hatte die Stunde der Abreise geflissentlich allenthalben bekannt gemacht und es ganz richtig eingefädelt, daß eine berittene

Schaar von Kölner Bürgern sie bis nach Rodenkirchen begleitete.

Jan machte einen dicken Strich durch diese schöne Berechnung. Am Vorabende der Abreise ließ er Susanna und Anton frühzeitig zu Bette gehen, dann aber brachte er noch ein paar Stunden im Kreise seiner Mutter, seiner Tochter, seines Bruders und seines Schwiegersohnes zu und sagte ihnen, daß er morgen in aller Frühe, wenn die Bürger noch schliefen, abreisen werde.

Der einfache Sinn seiner Mutter zollte diesem Vorhaben vollen Beifall, aber der nahe Abschied preßte ihr Thränen aus. „Mein lieber Jan,“ sagte sie, „bei mir melden sich täglich mehr die Beschwerden des Alters, und ich fühle, daß ich für ewig Abschied von Dir nehme.“

Auch dem starken Manne kamen die Thränen in die Augen; seinen Arm um ihren Hals schlingend, drang er in sie, mit nach Benatek zu gehen und bis zu ihrem Tode bei ihm zu bleiben.

„Nein, mein Sohn,“ gab sie zur Antwort, „ich würde eine so weite Reise, und besonders in dieser kalten Winterzeit nicht aushalten und den Rest meines Lebens nur in Kümmernissen hinbringen, denn, obschon meine Augen blöde geworden sind, so sehe ich doch allzu deutlich, daß Deine Gattin einen Widerwillen gegen mich hat. Wenn dieses aber auch nicht wäre, so könnte ich es doch nicht über mich bringen, meine Heimath zu verlassen und meine letzten Tage in der Ferne zu beschließen. Auch das Leben in Köln wird mir zu geräuschvoll. Durch Deine Freigebigkeit bin ich in den Stand gesetzt, auf meinem Edelhofe zu Büttchen ohne Sorge zu leben.

Dorthin will ich im Frühlinge zurückkehren und unter den alten Nachbarn leben, bis mich der Tod von dieser Erde abberuft."

Jan begleitete sie in ihr Schlafgemach; dort sprachen sie noch lange zusammen. Am Schlusse der traurigen Unterhaltung kniete er vor seiner Mutter nieder und bat sie um ihren Segen. Sie legte beide Hände auf sein Haupt und sprach ein inniges Gebet; dann beugte sie sich zu ihm herab, drückte einen Kuß auf seine Lippen und zog seinen Kopf an ihre Brust.

Mit Thränen und Schluchzen erhob sich Jan, drückte ihr die Hand und ging mit wehmüthigen Gefühlen hinweg. Draußen stand der Berg von Koffern, den seine Frau mitgeschleppt hatte. Sie waren von den Kammerfrauen schon am Nachmittage gepackt worden; jetzt aber befahl der General den Knechten, sie auf den Karren zu legen und gehörig zu befestigen; auch die Reisewagen sollten bereit stehen und Jeder in der Früh um fünf Uhr fertig sein, um nach genommenem Frühstücke die Heimreise anzutreten. Vynhoven war ebenfalls angekommen, und so stand der Abreise nichts mehr im Wege.

Der General selbst legte sich nun schlafen, gab aber seinem Leibbedienten strengen Befehl, ihn und die Diener und Dienerinnen zeitig zu wecken.

Die Stunde, welche er mit der Mutter zugebracht hatte, ging ihm noch durch den Kopf und das Herz war ihm so voller Wehmuth, daß er nicht schlafen konnte. Mehr als dreißig Jahre hatte er im Felde zugebracht und in all' dieser Zeit seine Eltern nur flüchtig und zufällig gesehen. Sein biederer Vater war gestorben, und er hatte nicht einmal den Trost gehabt, bei seinem

Begräbnisse anwesend zu sein. Was hatte er also von seinem Leben gehabt? Es ist wahr, er war berühmt und wohlhabend geworden, die ganze Welt pries ihn als einen unvergleichlichen Helden, aber was das Familienleben anging, so war der ärmste Bauer besser daran, als er. „Wäre ich nicht besser hinter den Schweinen oder in der Mühle geblieben?“ fragte er sich. „Wird mir nicht auch die Mutter sterben, ohne daß ich Zeit habe, an ihr Sterbebett zu eilen?“

Im Verlaufe seines Selbstgespräches sagte er sich, daß er wohl den Beifall des Volkes errungen, aber bei dem Churfürsten von Bayern nur Mißtrauen und Zurücksetzung erfahren. Es war ein trauriger Gedanke für ihn, daß er nur halb erreicht, was er sich vorgesetzt, aber bald kam eine ruhigere Stimmung über ihn und er sagte sich, daß er dem Kaiser und der deutschen Sache treu gedient habe. Nun endlich schlief er ein und erwachte nicht, bis der Bediente an seine Thüre klopfte. Sogleich erhob er sich, verrichtete nach seiner Gewohnheit ein Morgengebet und begab sich dann in das Gemach seiner Gemahlin, wo er Licht anzündete.

Sie schlief noch fest, aber er weckte sie und sprach: „Erhebe Dich, Susanna, denn die Stunde der Abreise ist da!“

„Jetzt schon?“ sagte sie. „Wir werden doch warten, bis es heller Tag ist, nicht wahr?“

„Durchaus nicht, Susanna; ich will es vermeiden, daß die Bürger von Köln uns das Geleite geben. Wenn man die Heimreise mit geborgtem Gelde macht, dann muß man bescheiden sein und keine Ovationen annehmen.“

Sie wollte ihren schönen Traum noch aufrecht erhalten, aber er sagte mit größerer Entschiedenheit, als

er sie seiner Frau gegenüber in Anwendung zu bringen pflegte: „Es bleibt so, wie ich es angeordnet habe; nicht das Pünktchen auf dem i soll daran geändert werden.“

Da erhob sie sich mißmuthig, kleidete sich an und kam mit einem frostigen Gesichte in die Frühstücksstube hinab, wo Lambertina Irmgardis, Anton, von Frentz und Vynhoven bereits anwesend waren.

„Hast Du Deiner Schwiegermutter schon Lebewohl gesagt?“ fragte er. Sie schüttelte mit dem Kopfe. „So geh' jetzt hinauf,“ sprach er. „Ich bin gewiß, daß die gute Frau wach liegt und auf Dich wartet.“

Widerwillig ging sie hinauf. Die Schwiegermutter stand angekleidet am Fenster und schaute hinab, um sie abfahren zu sehen. Susanna reichte ihr kühl die Hand und sprach einige erzwungene Worte. Die Mutter hielt die Hand fest und sprach in einem traurigen Tone: „Susanna, ich werde Deine Freuden nicht mehr stören, denn wenn es hoch kommt, geht mein Leben nach einem Jahre zu Ende. Mir hast Du wenig Liebe bewiesen; hänge desto treuer an Deinem Gatten; er verdient Deine ganze Hingebung. Sei glücklich, und wenn Du die Lebende auch nicht lieben konntest, so schließe doch die Gestorbene in Dein Gebet ein. Auch ich werde für Dich beten, so lange ich die Lippen bewegen kann. Ich will es Dir nicht nachtragen, daß Du unfreundlich gegen mich warst. Wenn das Alter kommt, wirst Du es bereuen, das ist genug.“

Der Susanna war es angenehm, daß auch Anton kam, um von der Großmutter Abschied zu nehmen, denn nun wurde sie rasch erlost. Er hatte mehr Herz für die alte Frau. „Großmutter,“ sagte er, „wenn der

Vater es erlaubt, komme ich im Frühling wieder und bleibe einige Wochen bei Dir in Büttchen."

„Das wäre ganz schön, mein Sohn; es würden gewiß so frohe Tage werden, wie diejenigen, welche Jan bei uns zubrachte, ehe er Soldat wurde."

Anton umarmte die Großmutter und verließ das Gemach, um unten das Frühstück einzunehmen. Sie wartete am Fenster, und ein leises Zittern ging durch ihren magern Körper, denn nur noch wenige Minuten, dann war Jan für immer hinweg. Ihr Herz klopfte immer schneller, ihre Unruhe wurde mit jeder Sekunde größer. Jetzt hörte sie unten die Stühle rücken, die Hausthüre öffnete sich und die Knechte kamen mit Laternen heraus. Bald darauf fuhren die Wagen vor, Jan führte seine Frau und Anton an den Vierspänner; sie stiegen ein und setzten sich zurecht, auch Vynhoven nahm seinen Platz ein. Lambertina Irmgardis und ihr Gatte traten noch einmal an den Schlag und schüttelten den Abreisenden zum letztenmale die Hände.

„Nun wird auch Jan einsteigen," flüsterte die alte Frau; „o gewiß schaut er noch einmal herauf, ehe er abfährt."

Er schaute nicht hinauf, aber er verließ den Wagenschlag, kehrte in's Haus zurück und stürmte die Treppe hinauf. „Mutter, Mutter, noch eine Umarmung," schluchzte er und schloß die alte, gute Frau fest an seine Brust. Beide weinten und wußten keine Worte zu finden; endlich riß sich Jan los, drückte noch einen Kuß auf ihre Lippen und eilte dann die Treppe hinab. Nachdem er noch einen Blick nach oben gewandt hatte, stieg er in den Wagen, zog die Thüre hinter sich zu und sagte: „Vorwärts, Kutscher!"

Die Pferde zogen an, und die Wagen rollten von dannen; die Großmutter aber fiel, von Schmerz überwältigt, in Ohnmacht. Als sie aus derselben erwachte, stand sie auf, kleidete sich in ihren warmen Pelzmantel und begab sich in die Kirche zum heiligen Gereon, um für ihren Sohn und ihren Enkel zu beten. Auch für Susanna schickte sie mit aufrichtigem Herzen ihr Flehen zum Himmel.

Als Jan van Werth mit seinen Angehörigen und Dienstleuten an das Thor kam, war es noch geschlossen, aber die Wache hatte von der Militärbehörde Weisung erhalten, ihm sogleich zu öffnen. So ging es denn durch das Severinsthor auf Rodenkirchen zu und von da weiter in der Richtung von Bonn. Hinter dem Dorfe Hersel ging die Sonne auf und wandelte den dunkeln Himmel in eine flackernde Gluth, welche bei der herrschenden Kälte das Verlangen nach einer angenehmeren Temperatur doppelt erwünscht machte. In Bonn wurde Rast gemacht, um die erstarrten Glieder zu erwärmen, denn Susanna litt bei der steigenden Kälte sehr empfindlich.

Während des Essens schickte der General die Bedienten nach Pelzmänteln, doppelt gefütterten Fußbekleidungen und Wärmflaschen.

Susanna hätte gern eine Bonner Nacht gemacht, um noch einmal das Vergnügen zu haben, die Honoratioren der Stadt um ihren Mann versammelt zu sehen; aber er lehnte diese Bitte ganz entschieden ab und motivirte seine Weigerung damit, daß sein Geld nur knapp reiche, um ohne jeden nothwendigen Aufenthalt nach Benatek zu kommen.

Wir wollen die großen Unannehmlichkeiten der langen Winterreise nicht schildern; der Leser kann sie

sich selbst vorstellen, wenn er bedenkt, daß nach dem langen Kriege für schweres Geld oft keine wohlschmeckende und genügende Nahrung zu bekommen war, wenn er ferner in Anschlag bringt, daß die Wege herzlich schlecht waren und die Kälte außergewöhnlich.

Auch das Schlimmste nimmt einmal ein Ende; so geschah es auch mit dieser Reise: eines Tages kamen sie auf dem Schlosse Benatek an, und zwar diesesmal ohne jegliche Feierlichkeit, denn er hatte den Tag seiner Ankunft absichtlich geheim gehalten. Susanna war mürrisch, der General ernst, denn auf seinem Herzen lastete die Sorge, wie er das geliehene Geld zurückerstatten solle.

Um sich Rath zu holen, begab er sich zu seinem Freunde, dem Abte Cornelius Strauch zu Lilienfeld, mit dem er, wenn er sich auf Benatek befand, alle wichtigen Angelegenheiten zu besprechen pflegte, denn Strauch war nicht allein ein kluger, sondern auch ein praktischer Mann und dem General mit vollem Herzen ergeben.

„Fünfzehnhundert Reichsthaler ist viel Geld,“ gab dieser zur Antwort, „aber Du kannst nicht allein diese Summe, sondern doppelt so viel erzielen, wenn Du in diesem Winter dazu übergehst, Deine Wälder forstmäßig bewirthschaften zu lassen. Es stehen eine Menge Eichen und Buchen in denselben, welche schon lange geschlagen sein sollten. Der Wald gewinnt nur, wenn Du das Ueberflüssige hinwegnehmen lässest. Deine Güter sind in den Kriegsjahren stark in Rückstand und Verwüstung gerathen. Wenn sie gebessert würden, kannst Du die dreifache Pacht erzielen. Verwende also den Ueberschuß zu Verbesserungen.“

„Aber ich kenne nichts von der Forstwissenschaft,“ gab der General zur Antwort.

„Wir haben einen tüchtigen Forstmann, welcher die Klosterwälder zu einem hohen Ertrage gesteigert hat. Nimm ihn während des Winters zu Dir. Er wird nicht allein für die Abholzung und das Zerschneiden der Bäume in Bretter und Balken, sondern auch für den Absatz und die Erhebung des Geldes sorgen."

„Das wäre in der That mein Mann, und es sollte mir lieb sein, wenn ich denselben sprechen könnte."

Der Abt schickte einen Laienbruder zu dem Förster, der ihn gleich mit nach Lilienfeld brachte.

„Excellenz," sprach dieser; „ich kenne die sämmtlichen Wälder, welche zur Herrschaft Benatek gehören. Sie sind vortrefflich und könnten einen überaus reichen Ertrag gewähren, aber sie sind seit vielen Jahren auf eine himmelschreiende Art vernachlässigt worden und es giebt in denselben wenigstens für sechstausend Reichsthaler Eichen, die nothwendig geschlagen werden müssen. Von den Buchen und dem andern Holze will ich gar nicht einmal reden. Wenn Sie mir mit Erlaubniß meines Abtes die Arbeit übertragen wollen, so werden Sie sich höchlich über den großen Erlös wundern."

Jan van Werth nahm den Förster und seinen Sohn, der sich ebenfalls mit der Forstwirthschaft beschäftigte, mit sich nach Benatek, beging mit ihnen die Wälder und ließ schon am folgenden Tage seine Pächter mit ihren Leuten kommen, damit die Arbeit des Fällens sogleich beginne.

Von jetzt ab ertönte in den Wäldern den ganzen Tag das Klatschen der Axt und das Knirschen der Säge. Der Förster hatte richtig gerechnet; kaum war das Holz zerschnitten, so kamen die Leute aus den benachbarten Städten und Dörfern und holten es für baares Geld

ab, um ihre zerstörten Häuser und Kirchen wieder aufzubauen.

Zu Ostern hatte er nicht allein die fünfzehnhundert Reichsthaler zusammen, sondern behielt einen noch viel größeren Theil übrig, womit er an die Verbesserung seiner Güter gehen wollte. Susanna bekam bei dem Anblicke des vielen Geldes allerlei vornehme und kostspielige Gelüste, aber ihr Gatte hatte in Köln gesehen, wozu eine allzugroße Nachgiebigkeit führte, und er hielt sich fest darauf, daß das Geld schon seine Bestimmung habe.

Um aber doch in schwachen Stunden nicht zu unterliegen, setzte er sich hin und schrieb einen recht langen Brief an seine Mutter, in welchem er ihr die Rückreise von Köln nach Benatek beschrieb, seiner glücklichen Holzspekulation erwähnte und sie bat, das zusammengebrachte Geld dem Kommandanten von Aßberg in seinem Hause zu Köln zu übergeben. Einen zweiten Brief schrieb er an den Kommandanten selbst, dankte ihm für die freundliche Herleihung und ersuchte ihn, sich an einem näher bezeichneten Tage im Raitzenhaus zu Köln einzufinden.

Anfangs war es seine Absicht gewesen, seinen Sohn Anton mit dem Gelde zur Großmutter zu schicken; aber seit einiger Zeit kränkelte derselbe, und er glaubte es nicht verantworten zu können, ihn auf einer so großen Reise einer Gefahr auszusetzen.

Der Post wollte er die Sendung nicht übergeben, weil dieselbe kürzlich angefallen und beraubt worden war. Er selbst aber konnte sich der Reise nicht unterziehen, weil er sich jetzt mit Ernst der Verbesserung seiner Güter widmen wollte.

„Vynhoven ist der Mann, dem ich die Summe anvertrauen kann und der sich, wenn die Noth an den

Mann geht, auch seiner Haut wehren kann," dachte er und ließ den Geistlichen kommen.

„Hochwürdiger Herr," sprach er, „ich bedarf eines treuen Boten, um dieses Geld zu meiner Mutter zu bringen, und ich bitte Sie, diesen Auftrag zu übernehmen. Sie mögen dann zugleich Ihre lang gewünschte Reise zum heiligen Lande antreten. Mit dem Kaiser habe ich in Correspondenz gestanden und er hat mir einen Geleitsbrief übersandt, den ich Ihnen hiermit übergebe."

Vynhoven nahm den Auftrag mit Freuden an, denn er hatte nicht darauf gerechnet, daß er schon so bald reisen dürfe. So schnell es die damaligen Reisegelegenheiten erlaubten, eilte er zum Rheine.

Zu Grimmlinghausen verließ er das Schiff und stieg zu Pferde, um recht bald das Dorf Büttchen zu erreichen. Er traf Jan's Mutter ganz schwach und kränklich, aber als sie von ihrem Sohne hörte, lebte sie wieder auf und erklärte sich sogleich bereit, das Geld nach Köln zu bringen, denn sie betrachtete es als eine Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Kommandant von Aßberg die so freundlich geliehene Summe aus ihrer Hand zurückempfing.

Es traf sich, daß dieser Herr gerade in Köln und zwar im Raitzenhause anwesend war, als Frau Werth dort ankam. Mit dem frohen Gefühle, daß ihr Sohn nun der schweren Last enthoben sei, zahlte sie ihm das Geld aus und nahm den Schuldschein entgegen.

Müde von der Reise ging sie zu Bette, aber die Schwäche, welche sie schon viele Tage in ihren Gliedern verspürt hatte, nahm plötzlich zu, und als Lambertina Irmgardis hinaufging, um nach ihr zu sehen, fand sie die Großmutter als Leiche.

Die gute Frau, sie hatte wohl recht, als sie ahnte, daß sie ihren Sohn nicht mehr sehen würde.

In ihrer Tasche befand sich ein Papier, welches sich auf ihren Tod bezog. „Begrabt mich in aller Stille," schrieb sie. „Jan soll nicht zum Leichenbegängnisse kommen, denn seine Anwesenheit in Benatek ist nothwendig. Ueber meine Güter soll dem Gesetze gemäß verfügt werden. Meinen Kindern und Enkeln, meinem Schwiegersohne und meiner Schwiegertochter hinterlasse ich meinen Segen. Die Zurückbleibenden aber bitte ich, meiner im Gebete zu gedenken."

VIII.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Trauer in das Herz des Generals einzog, als er von seiner Tochter den Tod seiner Mutter erfuhr. Jetzt erst wurde es ihm ganz klar, wie tief die Liebe zu ihr Wurzel geschlagen. Obschon er sie nach seiner Jünglingszeit nur selten gesehen, so war es ihm doch, als sei die Welt ausgestorben, und er konnte dem Leben kaum noch einen Reiz abgewinnen. Er würde sich wohl ganz haben gehen lassen, wenn nicht der Abt Cornelius Strauch zu Lilienfeld gewesen wäre. „Mein Freund," sprach dieser, „der Lauf der Natur ist es nun einmal, daß die Menschen sterben müssen, der eine früh, der andere spät. Deine Mutter gehörte zu den Auserwählten, denen eine lange Reihe von Jahren auf Erden vergönnt war. Wie der Halm, wenn er gelb wird, nach der Sense des Schnitters ruft, damit die Körner seiner Aehren der Welt Nutzen bringen, so muß auch der Mensch hinweggemäht werden, wenn seine Kräfte verbraucht sind. Niemand ist davon ausgenommen, auch Du und ich nicht.

Eine Thorheit ist es, sich über den Tod eines Menschen übermäßig zu grämen, denn der Gestorbene

geht in einen besseren Zustand über, und wie die Aehre uns mit ihren Körnern beschenkt, so gewährt uns die Seele des Hingeschiedenen Nutzen durch ihr Gebet. Stille also auch Du Deine Trauer und sieh' mit Hoffnung der Zeit entgegen, wo Du im Himmel wieder mit ihr vereinigt werden wirst. Vor Allem, mein Freund, vergiß nicht, daß Du zwei Kinder hast, denen Du Dich zu erhalten verpflichtet bist."

Solche Trostesworte thaten seinem Herzen wohl, und da seine Gattin bei dem Todesfalle kalt und theilnahmslos blieb, so wurde es ihm täglich zu einem größern Bedürfnisse, sich mit dem Abte zu unterhalten. Im Mai, als die schönen Tage begannen und Jan sich darauf freute, daß sie nun recht viele Spaziergänge in Wald und Feld machen würden, fing die Gesichtsfarbe des Abtes zu schwinden an; er wurde nach und nach ganz blaß und sein sonst so kräftiger Körper schrumpfte ganz zusammen.

„Siehst Du, mein Freund," sagte er eines Tages, „der Halm beginnt gelb zu werden, bald wird der Schnitter kommen und mich hinwegmähen."

So geschah es, der Abt starb am 23. Juni 1650, ehe der Mai vorüber war. Der Todesfall war ein harter Schlag für den General, denn an diesen braven und uneigennützigen Freund hatte er sich mit ganzem Vertrauen angeklammert, und bei ihm suchte er stets Trost und Rath.

Mit um so größerem Eifer legte er sich jetzt auf die Verbesserung seiner Güter; er war fast den ganzen Tag draußen zu finden, wo er mit derselben Emsigkeit arbeitete, wie er es sonst im Kriege gethan. Abends aber wurde ihm das Schloß zu enge, denn er liebte

eine feine und wissenschaftliche Unterhaltung, die ihm bei dem verstorbenen Abte in vollem Maße zu Theil geworden war. Jetzt suchte er sie, da sein Feldkaplan sich schon zum zweitenmale auf der Reise nach Jerusalem befand, bei dem Stadtpfarrer zu Benatek. Dieser Herr aber war ein Czeche, welcher nicht einmal der deutschen Sprache mächtig war. Ein paarmal ging er Abends zu ihm hinüber und suchte mit den wenigen Brocken Czechisch, die er sich angeeignet hatte, eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber mit dem besten Willen, der auf beiden Seiten herrschte, kam es zu keinem Verständnisse. Da gab er die Besuche gänzlich auf und machte an den Cardinalerzbischof von Harrach eine Eingabe, worin er bat, dem Czechischen Geistlichen eine andere Pfarre zu geben und an seine Stelle seinen stellvertretenden Feldkaplan Chimäus zu setzen. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, aber er hatte nicht lange Freude davon, wie wir nachher hören werden.

Vynhoven kam zum zweitenmale aus dem gelobten Lande zurück und richtete seine Schritte nach dem Schlosse Benatek, um dem General Bericht von seiner Reise zu erstatten und ihm die Geschenke einzuhändigen, die er ihm von seiner Pilgerfahrt mitgebracht hatte. Werth hörte seine Erzählungen mit großer Aufmerksamkeit an und es kam ihm der Wunsch, selbst die heiligen Stätten zu besuchen, aber die Strapazen des Krieges hatten seinem Körper doch mehr zugesetzt, als er sich selbst eingestehen wollte; er fühlte die Gicht in Armen und Beinen und hatte volle Ursache, auch über andere Gebrechen zu klagen.

„Ziehen Sie im Frieden nach Neersen," sprach er zu Vynhoven, „und beginnen Sie in Gottes Namen den

Kirchenbau. Wenn ich bei seiner Vollendung noch lebe, hoffe ich mit Gottes Hülfe dorthin zu kommen und daselbst zu beten."

Es waren damals recht traurige Tage auf dem Schlosse Benatek; Susanna verhielt sich bei den Leiden ihres Gatten ziemlich gleichgültig, Anton war erkrankt, und die Aerzte sagten sich untereinander, daß diese Krankheit zum Tode führen werde. Dem General verheimlichten sie den Zustand seines Kindes, aber er selbst sah scharf genug, um seinen baldigen Tod vorauszusehen.

Früher hatte er auf den jetzt sechzehnjährigen Sohn große Hoffnungen gebaut; er wollte ihn für den Kriegsdienst vorbereiten und dachte, daß er, vom Kriegsruhme seines Vaters emporgehoben, bald die höchsten Stufen im kaiserlichen Heere bekleiden würde, aber seitdem Anton erklärt hatte, daß er den Krieg verabscheue und sich dem friedlichen Berufe des Ackerbaues widmen wolle, dachte er nur daran, ihm und seiner Tochter durch einen sparsamen Haushalt ein sorgenloses Leben zu bereiten. Leider wirkte Susanna dem durch Verschwendung entgegen, und so hatte er auf seinem Krankenlager viel Verdruß.

Um seinem kranken Sohne nahe zu sein, ließ er dessen Bett in seiner eigenen Stube aufschlagen, so daß sie sich beständig unterhalten konnten.

„Mein Sohn," sprach sein Vater eines Tages, „so lange man in Gesundheit und körperlicher Kraft lebt, denkt man allzuwenig an das Jenseits, aber wenn man auf dem Krankenbette liegt und dieses voraussichtlich zum Tode führt, dann sieht man ein, daß alle irdischen Güter geringen Werth haben; ich will mich deßhalb zeitig von denselben abthun und mein Testament machen.

Hast Du einen Wunsch, so offenbare mir denselben jetzt, denn ich bin gerne bereit, Dir irgend ein Gut vorab zu geben und Deine Schwester auf eine andere Weise zu entschädigen."

„Alle meine Wünsche sind nach oben gerichtet," antwortete Anton, „ich bedarf keines irdischen Gutes mehr, denn ich werde noch vor Dir sterben. Lasse mir den Pfarrer Chimäus kommen, damit ich mich würdig auf den Tod vorbereite."

Obschon der Vater wußte, daß die Tage seines Sohnes gezählt waren, so erschütterten ihn Anton's Worte doch so sehr, daß ihm Thränen aus den Augen flossen.

„Wolle Gott nicht, daß Dein Ende so nahe sei," gab er zur Antwort. „Den Pfarrer aber will ich kommen lassen, denn auch mir thut sein Trost noth."

Chimäus betrat bald nachher des Krankenzimmer und redete Beiden mit solcher Kraft und Innigkeit zu, daß sie dem Tode mit Freudigkeit entgegensahen. Mit rührender Andacht bereitete sich der Jüngling auf das Sterben vor. Zwei Wochen später gab er in den Armen des Pfarrers seinen Geist auf.

Der Vater wünschte, daß die Leiche bis zur Bestattung in seinem Gemache blieb. Er nahm auf seinem Bette eine solche Lage ein, daß er in das Antlitz des Todten sehen konnte. „So wirst auch Du bald da liegen," sprach er zu sich selbst. „Die Welt wird statt des Helden nur einen starren Leichnam sehen, der bald den Würmern zum Fraße wird. Eine Weile wird man noch von mir sprechen, dann ist es auch mit dem Ruhme zu Ende, und wenn die Gelehrten meine Geschichte schreiben wollen, dann werden sie sich über meinen

Geburtsort, über meine Jugendzeit, über meine Verheirathungen und meine Beschäftigungen vor dem Kriege streiten. Niemand wird über mein Leben volle Sicherheit haben. Es ist auch nicht nöthig, denn die Welt würde nichts dabei gewinnen und für mein Seelenheil hat es nicht den mindesten Werth."

Seine Gemahlin mied das Krankenzimmer, denn sie hatte Furcht vor der Leiche ihres Stiefsohnes; Chimäus aber kam zweimal des Tages und hielt sich so lange bei ihm auf, als es sein Pfarrdienst erlaubte.

Am dritten Tage füllte sich das Sterbezimmer mit den Leidtragenden. Die vornehmsten Bewohner der Stadt Benatek und eine große Anzahl von höheren Offizieren war darunter. Jan van Werth hatte sich aus dem Bette nehmen, sich militärisch ankleiden und mit all' seinen Orden zieren lassen. In einem Lehnstuhle wohnte er der Einweihung der Leiche bei und lauschte der Rede des Pfarrers Chimäus. Als die Leiche aufgehoben und fortgetragen wurde, zerfloß er in Thränen, denn man trug ein Stück von seinem Herzen in die Gruft.

Jetzt hörte er draußen vor dem Schlosse die traurigen Leichengesänge und die Wechselgebete der Leidtragenden. Sie wurden leiser und leiser; endlich verstummten sie ganz, und nur zuweilen trug der Wind abgebrochene Klänge zu dem Schlosse Benatek herüber.

Im Geiste vergegenwärtigte er sich die traurige Prozession und sah, wie der Sarg in die Gruft hinabgelassen wurde, wie der Priester sie mit Weihwasser besprengte und wie die Leidtragenden der Reihe nach drei Schaufeln Erde in das Grab warfen.

„Entkleide mich jetzt wieder," sprach er zu seinem

Diener. Nachdem es unter großen Schmerzen geschehen war, mußte noch ein zweiter Diener kommen, um ihn in's Bett legen zu helfen.

Er fing nun an nachzudenken, daß es nothwendig sei, bei gesunden Sinnen sein Testament zu machen. Es schien ihm natürlich, daß seine Tochter Lambertina Irmgardis und ihre Kinder das Hauptvermögen erbten, daß aber auch seine Gattin einen entsprechenden Theil erhalte; außerdem aber wollte er auch des Dorfes Büttchen, wo er seine Kindheit und seine Jugend zugebracht hatte, gedenken.

Als er ganz mit sich im Reinen war, ließ er sich auf seinem Bette eine Vorrichtung zum Schreiben machen und begann, sein Testament aufzusetzen. Es war eine saure Arbeit für ihn, denn in den Händen und den Fingern hatte er so große Schmerzen, daß er kaum die Feder führen konnte. Alle Tage schrieb er ein kleines Stück, bis es endlich ganz fertig war, dann überlas er es sorgfältig und ließ es in den Schrank schließen.

Dieser Sorge ledig, die so lange seinen Geist bedrückt hatte, lebte er wieder auf; die Schmerzen ließen nach, es kam wieder größere Gelenkigkeit in seine Glieder und er konnte sogar das Bett verlassen und an seinem Stocke im Garten umherwandern. Zuweilen suchte er sogar den Pfarrer Chimäus in seiner Wohnung heim und verbrachte einige angenehme Stunden mit ihm.

Die meiste Zeit aber kam der Pfarrer in das Schloß, wo trauliche und erbauliche Gespräche geführt wurden.

Im Beginne des Septembers 1652 verließen ihn die Kräfte wieder, und er mußte sich von Neuem zu Bette begeben. Die Krankheit wurde jetzt ernstlich, und

die Aerzte sahen voraus, daß er höchstens noch zehn bis elf Tage leben werde. Auf seinem ausdrücklichen Wunsch machten sie ihm auch kein Hehl daraus, sondern ersuchten ihn, mit Ernst an sein Ende zu denken. Es hätte der Mahnung kaum bedurft, denn er war sein ganzes Leben lang fromm und gottesfürchtig gewesen, und hatte die Nichtigkeit des Irdischen so wohl eingesehen, daß er die meisten Stunden seiner Krankheit nur der Ewigkeit widmete. Jetzt aber, wo ihm sein nahes Ende so deutlich vorausgesagt war, verkehrte er täglich mit dem Pfarrer und bereitete sich durch den Empfang der heiligen Sakramente täglich auf das Sterben vor.

Am 11. September nahm seine Schwachheit zu, und er wünschte, am folgenden Tage sein Testament auch zur Kenntniß von Zeugen zu bringen; deßhalb ließ er seinen Freunden, dem General von Spork, dem Hans Wilhelm Brenten von Prorubin und dem Adam Georg Brenten von Prorubin, sagen, sie möchten sich am folgenden Morgen gegen sechs Uhr in seinem Schlosse einfinden, um das Testament als Zeugen mit zu unterschreiben. In derselben Nacht aber wurde sein Zustand schlimmer; er wünschte, daß die Herren, welche sich im Schlosse befanden, zu ihm in's Zimmer kämen, um die Verlesung seines Testamentes anzuhören.

Der Oberst Otto von Heigelsloth, der Pfarrer von Benatek, Hans Freiherr Primator und Wilhelm Zaradetzky, Rathsverwandter von Benatek, erschienen an seinem Bette, wo sie seine Gattin Susanna, den Cornet Sebastian Rugert, den Landbarbier Kilian Pfaffer, den Lieutenant Engelbert Pütz, den Doktor der Rechte, Engelbert Forst und einige Diener bereits vorfanden.

Der Kranke gab seinem Leibdiener den Befehl, das

Testament aus dem Schranke zu holen und es ihm zu bringen.

Der Diener holte es und legte es vor ihm auf das Bett. Jan van Werth aber war so schwach, daß er kaum das Papier halten und noch weniger es vorlesen konnte. Mit leiser Stimme flüsterte er: „Dies ist mein letzter Wille. Lese es einer vor; ich selbst kann es nicht."

Dr. Horst nahm das Testament von seiner Brust und las es vor, so daß Jedermann den Inhalt hören konnte. Unterdessen wurde der Sterbende immer schwächer. Dr. Horst trat an sein Bett und sprach: „Kennen Euer Excellenz mich noch?

„Ja!"

„Wer bin ich denn?"

„Horst!"

„Wollen es Euer Excellenz noch bei dem, was Sie Ihren Freunden vermacht, lassen?"

Der General nickte mit dem Kopfe ohne zu sprechen.

„Wollen Sie es noch dabei lassen?"

„Ja, Alles, wie es geschrieben ist."

Dieses geschah um drei Uhr in der Nacht. Nach dieser Zeit wurde Jan mit jeder Sekunde hinfälliger und gegen fünf Uhr morgens am 12. September 1652 gab er seinen Geist auf.

Als die gestern Abend von ihm beschiedenen Herren ankamen, fanden sie die Leiche des Freiherrn. Da ihnen Herr Horst und alle übrigen anwesenden Personen versicherten, daß es sich mit dem Testamente so verhalte, wie wir oben mitgetheilt, so nahmen sie keinen Anstand, dasselbe zu unterschreiben und zu versiegeln. Nachdem dieses geschehen war, händigten sie es dem Dr. Horst aus.

Zu Benatek herrschte ob seines Todes großes Weh-

klagen, denn Jan van Werth war seinen Unterthanen ein guter Herr gewesen. Als die drei Tage vorüber waren, welche man gewöhnlich den Leichnam über der Erde liegen läßt, wurde er mit all' dem Trauerpompe, der seinem Ruhme und seinen Thaten gebührte, in der Schloßkirche zu Benatek beigesetzt. Heute zeigt man daselbst noch seine Arm- und Beinknochen, die sich durch ihre ungewöhnliche Größe auszeichnen.

Aus seinem Testamente führen wir nur dasjenige an, was er für seine Heimath gethan. Der Kirche der Pfarre Büttchen vermachte er tausend Reichsthaler, aus deren Zinsen für seinen Vater, seine Mutter und für alle aus dem Geschlechte der van Werth Verstorbenen jährlich vier Seelenämter gelesen werden sollten, nämlich das erste vor oder nach den Ostertagen, das zweite vor oder nach den Pfingstfeiertagen, das dritte vor oder nach Weihnachten. Der Pfarrer von Büttchen sollte gehalten sein, den Tag der Aemter des Sonntags vorher von der Kanzel bekannt zu machen.

Am Tage seines Ablebens sollte ebenfalls alljährlich ein Seelenamt in der Kirche von Büttchen gehalten und in demselben nicht allein seiner, sondern auch seines Vaters, seiner Mutter, seiner Geschwister und aller andern Verstorbenen aus dem Werth'schen Geschlechte gedacht werden.

Ferner vermachte er jährlich ein Malter Waizen, welches zu Broden verbacken werden sollte, so daß an den genannten fünf Tagen sowohl den Schulkindern, als auch allen Erwachsenen, welche an den Messen theilnahmen, nach der Kirche ein Weißbrod gereicht werde. Was dann an den Zinsen von den tausend Thalern übrig blieb, das sollte die Kirche zu ihrem Nutzen verwenden.

Ferner vermachte er tausend Reichsthaler für die Armen zu Büttchen; aus den Zinsen sollten den Armen jährlich an seinem Sterbetage Kleider, Geld oder Lebensmittel, je nach Bedürfniß, verabreicht werden.

Diese Brodspende wird noch heute jedes Jahr am 12. September in der Kirche zu Büttchen gehalten, beschränkt sich aber jetzt bloß auf die Schulkinder von Büttchen.

Nach dem Tode Jan van Werth's blieb Vynhoven noch in dem Dienste von dessen Nachkommen und ersparte sich bei denselben eine Summe Geldes, welche er zum Aufbau der gelobten Kirche gebrauchte.

Zweimal war er nach Jerusalem und den übrigen heiligen Orten im gelobten Lande gepilgert, um an den heiligen Stätten zu beten und sich eine genaue Abbildung von denselben zu nehmen. Nachdem er im Jahre 1656 zu bauen angefangen, fand er, daß er eine Anzahl Treppenstufen, die er in seiner Kapelle getreu nachbilden wollte, nicht mehr im Gedächtnisse hatte. Er mußte deßhalb zum drittenmale nach Jerusalem eilen, um das Versäumte nachzuholen. Schon bei seiner ersten Reise war er zu Jerusalem zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen worden, weßhalb er die beiden andern Male freundliche Aufnahme und willfährige Hilfe fand.

Die Kapelle, deren Beschreibung wir hier geben wollen, und die unweit Neersen stand, wurde Klein-Jerusalem genannt, weil sie im Kleinen die Nachbildung der heiligen Stätten enthielt, und die so genau und richtig ausgeführt sein sollen, daß alle, welche die heiligen Orte besucht haben, beim Anblicke der Kleinjerusalemkapelle in Verwunderung gerathen.

Die Kapelle, deren Chor ganz nach Osten liegt, hat

den Haupteingang im Süden. Sie ist von drei lebenden Zäunen umgeben, welche die drei Vorhöfe des Tempels zu Jerusalem andeuten sollen, vielleicht auch die drei Säulenhallen, welche den Hof und Garten der Grabeskirche umschlossen.

Im Umkreise des äußern Zaunes lag früher die von Vynhoven gegründete Schule, welche bis zum Einfalle der Franzosen im Gebrauche blieb.

Beim Eintritte in die Kapelle erblickt man links das Grab des Heilandes, welches, wie in Jerusalem, von einer besondern Kapelle umbaut ist, die von zwölf Säulen getragen wird. Gegen Osten vor dem Chor steht der Kalvarienberg. In der Nähe, wie zu Bethlehem, führen zwei Treppenstufen in einen unterirdischen Raum, welcher die Nachbildung der Geburtsstätte Christi darstellt. Hier befinden sich die Altäre der heiligen drei Könige und der Krippe.

Auch eine Nachbildung des Hauses von Loretto befindet sich hier; Vynhoven hatte dasselbe auf seiner Pilgerfahrt ebenfalls besucht und sich eine getreue Abbildung davon genommen. Unter dem Hauptaltare befindet sich die Kapelle der heiligen Helena, welche zu Jerusalem an der Stelle errichtet ist, wo diese Kaiserin das heilige Kreuz wieder auffand.

Als Vynhoven sein Werk fertig und also sein Gelübde erfüllt hatte, gab er seinen Dienst bei den Nachkommen des Jan van Werth auf und trat als Geistlicher bei seiner Kapelle ein. Nur ein paar Minuten entfernt von der Kapelle lag der Vynhof, wo er geboren war. Der Hof war längst getheilt, aber seine Geschwister wohnten in der Umgebung, und er konnte sie leicht besuchen. Die Kapelle und ihre Einrichtung, die er stets

vor Augen hatte, erinnerte ihn beständig an seine Reisen im heiligen Lande und hielt die Vorstellung an die Orte und Gegenden wach in seiner Erinnerung. Das war für ihn ein so hoher Genuß, daß er nach andern Zerstreuungen gar nicht verlangte. Zuweilen ging er nach Köln in das alte Raitzenhaus, wo sich die Nachkommenschaft von Lambertina Irmgardis van Werth mit jedem Jahre vermehrte. Im Sommer hielten sie sich gewöhnlich auf ihrem Edelsitze Schlenderhan auf, und dann richtete er dorthin seine Schritte; aber bald mehrte sich an seiner Kapelle die Arbeit.

Anfangs waren die Umwohner von dem Rufe der Schönheit des neuen Gotteshauses angezogen worden. Als sie dieselbe aber besahen und die treue Abbildung der heiligen Orte fanden, da fühlten sie sich hier mehr als anderwärts zur Andacht gestimmt, denn auch sie stellten sich im Geiste die Stätten vor, an denen der Heiland vorzugsweise gewandelt hatte.

Viele, welche des Trostes und der Hilfe Gottes bedurften, trugen zu Kleinjerusalem dem Herrn ihre Bitten vor, und es geschah nicht allein, daß sie Trost in ihren Herzen empfanden, sondern es kehrten auch einige Kranke geheilt nach Hause zurück. Nun kamen alle Leidenden aus der Nähe und Ferne, und Kleinjerusalem wurde ein bedeutender Wallfahrtsort. Bis zum Beginne der französischen Revolution mehrten sich mit jedem Jahre die frommen Pilgerschaaren; aber die Sanscülotten, welche allem Heiligen abhold waren und besonders gegen die Wallfahrtsorte wütheten, drangen auch plündernd in Kleinjerusalem ein, beraubten es seines Schmuckes und seiner Kostbarkeiten und machten ein Heumagazin daraus. Wie sie es überall machten, so thaten sie es auch hier.

Sie erklärten die Kapelle und was dazu gehörte, als Staatseigenthum, bis alles zusammen zum Vortheile Frankreichs unter den Hammer kam. Der Pastor und Dechant Winzer kaufte die Kapelle aus eigenen Mitteln an und übergab sie wieder ihrer früheren Bestimmung.

Nach dem Kriege vermehrten sich die Pilgerzüge wieder. Sie kamen nicht allein aus der Umgegend, sondern auch aus Holland und brachten so reiche Opfer mit, daß aus diesen Geschenken die Ausgaben bestritten werden konnten.

Es sollen zu Kleinjerusalem viele Heilungen vorgekommen sein, wovon die aufgehängten Krücken und Bandagen Zeugniß ablegen; auch sollen der Wunder eine Menge schriftlich aufgezeichnet sein, und die Akten davon im Kirchenarchive zu Neersen aufbewahrt werden.

Gerhard Vynhoven war ein Segen für die ganze Gegend und wurde achtundsiebzig Jahre alt. Im Jahre 1674 befand er sich in Düsseldorf im Hause des Freiherrn von Viermondt, welches damals den Beinamen zur Kanne hatte. Damals hatte er der Familie einen Besuch abgestattet und war daselbst erkrankt. Wahrscheinlich hatte er sein Testament schon früher abgefaßt, denn es ist ziemlich lang und sehr gut aufgesetzt.

Am genannten Tage wünschte er, daß der Notar Swibertus Heithausen sein Testament entgegennehme und ließ ihn deßhalb in sein Krankenzimmer kommen. Der Notar brachte die Zeugen Matthias Gumpertz, Mathias Wellen und Hugo Wilhelm Sehtrerrat mit. In Gegenwart dieser Zeugen übergab Vynhoven dem Notar sein Testament uud erklärte, daß dieses sein letzter Wille sei.

Der Notar und die Zeugen unterschrieben und entfernten sich wieder.

Vynhoven lebte noch sechs Tage, dann starb er eines seligen Todes. Seine Leiche wurde nach Neersen gebracht und in den untern Gewölben der Kapelle Kleinjerusalem beigesetzt.

Von den übrigen Personen, die wir im Verlaufe unserer Geschichte kennen lernten, erwähnen wir nur noch, daß Lambertina Irmgardis van Werth eine große Zahl von Kindern bekam und daß das Geschlecht ihres Gatten, die Raitz von Frentz, noch heute in sehr geachteten Adelsfamilien fortbesteht.

J. A. Stelzig's Erzählungen.

Aus der Fremde in die Heimath. Jugendgeschichte einer amerikanischen Waise. 3te, verb. Aufl. 8. 1 M. 50 Pf.

Bild und Wort. Erzählungen zur Belehrung und Unterhaltung. 8. 1 M. 80 Pf.

Bilder vom Leben und Sterben, aus verschiedenen Sprachen. 3te, verb. Aufl. 8. 1 M. 25 Pf.

Führungen zur Wahrheit. Erlebnisse auf dem Wege zur Bekehrung; nach wirklichen Thatsachen erzählt. 3te, verb. Originalaufl. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Gränzbauer und der Kohlen-Toni in Amerika. Ein Bild aus dem Leben der Auswanderer für Solche, welche noch daheim sind. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 2 M. 55 Pf.

Die barmherzige Schwester. Nach dem Engl. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 80 Pf.

Stadt- und Dorfgeschichten. 2te Aufl. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Student. Ein Zeitgemälde. 3te, durchgesehene und verb. Aufl. 8. 1 M. 75 Pf.

Der Trunkenbold. Ein Bild aus dem Leben für das liebe Volk in Rahmen gefaßt. 2te, verb. Aufl. 8. 1 M. 15 Pf.

Der Zeiselmatz von Oberndorf, oder: So kommt man vom Stroh auf die Federn. Eine Geschichte für das liebe Landvolk. 8. 2 M. 25 Pf.

Der Verfasser hat sich durch seine Leistungen, besonders im Erzählungsfache einen bedeutenden Namen erworben, so daß diese neuesten Gaben ebenso willkommene Aufnahme finden werden, wie die früheren, die sich durch Reiz und Mannigfaltigkeit der Darstellung vortheilhaft auszeichnen. Mit Recht können „Stelzig's Schriften“ unter die besten Unterhaltungs- und Belehrungsschriften gerechnet werden.

Price's, E., Versehgänge aus dem Tagebuche eines Missionärs. Nach der New-Yorker Originalaufl. übersetzt von J. A. Stelzig. 8. 1 M. 80 Pf.

W. Herchenbach,
illustrirte Naturgeschichte.

Für das Volk und die reifere Jugend. 2 Bde. Mit 1450 Abbildungen. Lex. 8. 10 M. 80 Pf.

Hievon erschien auch eine neue Ausgabe in 18 Heften à 60 Pf.

Der festen und unumstößlichen Ueberzeugung lebend, daß Gott der Urheber aller Dinge ist, daß er allein sie regiert und erhält, bieten wir dem Volke und der reifern Jugend eine Naturgeschichte, welche den allmächtigen und allweisen Schöpfer zum Anfange und zum Ende hat. Wir machen keinen Anspruch auf Originalität, sondern kehren nur zu den Fußstapfen unserer Väter zurück, sind aber überzeugt, daß die Naturgeschichte der Menschheit nur dann zum Vortheile gereichen kann, wenn sie im Gewande des Glaubens gelehrt wird. Dieser unumgänglich nothwendigen Erforderniß entsprechend, legen wir dieses Werk in die Hände des Volkes, hoffend, daß es in allen gläubigen Kreisen eine warme Unterstützung finde und ein Scherflein zur allmähligen Umkehr beitragen werde.

Erzählungsschriften vom Verfasser der Beatushöhle.

Fromme Abendunterhaltungen am Herde christlicher Familien. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reiferen christlichen Jugend dargereicht. Neue Auflage. 24 Bändchen, jedes mit 1 Stahlstiche. 8. 13 M. 50 Pf.

Die Beatushöhle. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 8te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Bilder aus dem Leben. Lektüre für Schule und Haus auf festl. Jahreszeiten. 3te Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 15 Pf.

Scenen und Gespräche. Zur lehrreichen Unterhaltung für die reifere Jugend. 3te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Das Thal von Almeria. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend 7te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Die irländische Hütte. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend. 5te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Blumenspende für das reifere blühende Alter. Lektüre für Jung und Alt. 5te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Parabeln, Sagen und **Erzählungen.** Lektüre für Jung und Alt. 3te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Der Einsiedler am Carmel. Eine erbauliche Legende. Allen Christen, besonders der reifern christlichen Jugend erzählt. 4te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Erzählungen und **Märchen.** Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reifern Jugend dargereicht. 3te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Der Köhler aus Valencia. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 5te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Die Klausnerin am Karrenberge. Eine Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reifern Jugend dargereicht. 5te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Die Negerin von Guayana. Eine Geschichte aus dem nördlichen Südamerika. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reifern Jugend dargereicht. 4te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Heinrich von Dinkelsbühl. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend. 3te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Die Geschichte von den Spielern. Ein Sittengemälde aus dem Volksleben. Zur Warnung und Beherzigung für Jung und Alt erzählt. 4te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Otto von Regensberg. Eine Geschichte aus der Zeit Rudolf's von Habsburg. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reifern Jugend erzählt. 4te Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Elsbeth vom Riedhof, oder: Die Bauern in Schwaben (i. J. 1525). Eine lehrreiche Volks- und Jugendschrift. 5te Aufl. Mit 1 Stahlstich. 8. 1 M. 15 Pf.

Idda von Tokenburg. Eine rührende Geschichte aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts. Zur Erbauung, Beherzigung und Nachahmung in den Leiden und Drangsalen des Lebens. Dem frommen deutschen Volke und seiner reifern Jugend neu erzählt. 2 Abth. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 15 Pf.

Vorstehende Schriften fanden bereits so große Verbreitung, ihr ächt sittlich-religiöser Inhalt ist zu bekannt, so daß sie keines weitern Wortes Empfehlung bedürfen.

Neue Erzählungen für Volk und Jugend

Bd.: 58.

1882